1,20 DM / Band 20
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Im Landhaus der Schrecken

Belgien/Luxemb. F 20 / Frankr. F 3,– / Italien L 600 / Niederl. f 1,50 / Schweden kr 3,50 i.m. / Spanien P 60



Im Landhaus der Schrecken

John Sinclair Nr. 20

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 10.10.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Landhaus der Schrecken

Es sollte die Nacht der Nächte werden.

Die rauschende Silvesterparty begann um 21 Uhr und riß die fröhlichen Gäste im Sturm mit. In dem Landhaus wurde gescherzt, gelacht, getanzt und getrunken.

Keiner dachte in diesen lebensfrohen Stunden an den Tod – und doch war bereits ein Gast vom Hauch des Todes umgeben…

Es ging auf Mitternacht zu.
»Na, John«, sagte Rechtsanwalt Oscar Nolan, ein drahtiger weißhaariger Mann mit energischen Gesichtszügen. Die Silvesterparty fand in seinem Haus am Stadtrand von London statt. »Haben Sie es bereut, meine Einladung angenommen zu haben?«
Der Oberinspektor schüttelte lächelnd den Kopf. »Ganz und gar nicht. Es gefällt mir hier ausgezeichnet.«
Nolan wies mit seiner spitzen Nase auf Johns Freundin Jane Collins. Die bildhübsche Privatdetektivin mit dem langen blonden Haar, das an reifen Kansas-Weizen erinnerte, war von charmanten Männern umringt.
»Miß Collins ist ein sehr gefragtes Mädchen«, sagte der Rechtsanwalt.
John schmunzelte. »Das freut mich für sie.«
Einer der Aushilfsbutler, die Oscar Nolan engagiert hatte, trug ein spiegelndes Tablett an ihnen vorüber. Nolan hielt den Mann kurz an und nahm ihm für sich und John ein Champagnerglas ab. Die Männer tranken. Nolan musterte John über den Rand seines Glases hinweg.
»Waren Sie mit dem vergangenen Jahr zufrieden, Oberinspektor?«
»Ich habe es überlebt. Folglich habe ich allen Grund, zufrieden zu sein«, sagte der bekannte Geisterjäger. Seine Worte waren in keiner Weise übertrieben, denn was ihm in diesem soeben ablaufenden Jahr alles in die Quere gekommen war, hätte ihn gut ein dutzendmal das Leben kosten können. Hin und wieder war es Glück gewesen, daß er gerade noch über die Runden gekommen war, doch zumeist war dies seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten und seiner beispiellosen Unerschrockenheit zuzuschreiben.
»Irgendwelche Wünsche für das kommende Jahr?« erkundigte sich Nolan.
»Es soll nicht schlechter werden, das würde mir schon reichen«, gab der jüngste Oberinspektor von Scotland Yard zurück.
Suko gesellte sich zu ihnen. Seit geraumer Zeit war er Johns eiserner Freund und Kampfgefährte. Er war ein Mann, der auffiel. Ein ungezügeltes Kraftpaket, das jeder Gegner ernst nehmen mußte. Suko war Chinese, hatte ein breites Pfannkuchengesicht, und seine schwarzen, spärlichen Haare waren genau in der Mitte gescheitelt.
»Eine halbe Stunde noch bis Mitternacht«, kündigte der Hüne an. Seine Augen strahlten. Er liebte Feuerwerke. Als Chinese war er dazu geradezu verpflichtet, denn in China war das Feuerwerk erfunden worden. Und Oscar Nolan hatte ein kleines Vermögen ausgegeben, um seine Gäste mit Knallern, Heulern und Raketen zur Jahreswende zu erfreuen.
Es war bereits alles draußen im Garten aufgebaut. Nolan hatte dafür eigens Fachleute bemüht, damit es keine Panne gab. Auch sollte sein Haus nicht durch ausgebrannte Raketen beschädigt werden.

Das Ehepaar Sheila und Bill Conolly tauchte hinter den breiten Schultern Sukos auf. »He«, sagte die hübsche blonde Sheila, »ist das hier eine Verschwörung, an der ich mit meinem Lieben nicht teilnehmen darf? Das fände ich aber gar nicht nett – fände ich das.« Sie war beschwipst. Das kam nur alle Jubeljahre einmal vor.

Bill, ein hochgewachsener, sportlich wirkender junger Mann, grinste von Ohr zu Ohr. »Was sagt ihr zu meiner süßen Frau? Ist sie heute nicht besonders niedlich?«

»Sie ist wie immer zum Anbeißen«, sagte John Sinclair scherzhaft.

»Laß das bloß nicht Jane hören«, kicherte Sheila und hob warnend ihren Zeigefinger. »Ich könnte mir vorstellen, daß sie das nicht gern hört.«

»Seht mal alle hierher!« rief plötzlich jemand, und alle kamen der Aufforderung sofort nach. Sie blickten in eine Fotolinse. Der Elektronenblitz flammte auf, blendete sie. Dann setzte der unscheinbare Jody Bellmoore den Fotoapparat grinsend ab und sagte: »Vielen Dank, die Herrschaften. Die Aufnahme kommt in mein Erinnerungsalbum.«

Noch fünfzehn Minuten hatte das alte Jahr zu leben.

Einem Gast in diesem Haus blieben hingegen nur noch fünf Minuten…

***

Ein kalter Wind bewegte mit seinen ungestümen Luftfingern die Rotdornhecken, die das Grundstück einfriedeten. Über der nächtlichen Szene hing ein buttergelber Mond am kristallklaren Himmel. Zwei Männer waren damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen für das Abbrennen des Silvesterfeuerwerks zu treffen. Sie kontrollierten noch einmal die Zündschnüre, damit die Attraktion später reibungslos ablaufen konnte. Mit Taschenlampen huschten sie durch die Dunkelheit, verständigten sich durch kurze Zurufe.

Sie waren ahnungslos.

Sie wußten nicht, daß sie von jemandem, der sich hinter den Hecken versteckt hatte, beobachtet wurden.

Der eine blieb stehen, als drinnen im Haus schallendes Gelächter aufbrandete. Anerkennend meinte er zu seinem Kollegen: »Diese Leute verstehen es, ein Fest zu feiern, was?«

Der andere hob die Schultern. »Wenn ich mehr Geld zur Verfügung hätte, verstünde ich's schon auch. Ist doch nur eine Frage des Zasters. Wie heißt es doch so treffend? Ohne Geld keine Musik.«

»Nolan hat eine Menge interessanter Leute eingeladen.«

»Der kennt doch Gott und die Welt.«

»Weißt du, mit wem ich mich mal gern unterhalten würde?«

»Nein.«

»Mit Sinclair.«
»Worüber würdest du mit ihm denn reden?«
»Über seine unheimlichen Fälle natürlich. Dieser Mann hat Sachen erlebt, sage ich dir, da bleibt dir glatt die Spucke weg.«
»Ob das alles nicht ein bißchen aufgebauscht wird?«
»Ich bin sicher, daß jedes Wort wahr ist. John Sinclair ist kein Schaumschläger.«
Die Männer setzten ihren Rundgang fort. Die Person, die sie heimlich beobachtete, glitt vorsichtig hinter den Hecken hervor und wischte wie ein Schemen über den teppichweichen Rasen. Neben der Terrasse blieb die Gestalt reglos stehen. Musik drang aus dem Haus. Gläser klirrten. Ein vielstimmiges Gemurmel erfüllte die Silversternacht, die für einen Menschen ein schreckliches Ende nehmen würde.
Die Person lehnte sich an die Gebäudewand. Aus ihrer Kehle drang ein mordlüsternes Knurren, während sich die Hände verkrampften und plötzlich zu schrecklichen Klauen wurden. Büschelweise schossen Haare aus dem Handrücken. Ein Zittern durchlief den kräftigen Körper des Unheimlichen. In seinen Augen glomm mit einemmal eine dämonische Glut. Das Gesicht wurde leichenblaß, die blutleeren Lippen formten eine harte, grausame Linie. Er röchelte, während über seine eingesunkenen Wangen ein nervöses Zucken lief.
»Jacqueline!« gurgelte der Unhold mit rauher Kehle. »Jacqueline Flagg! Höre mich, und befolge meinen Befehl! Verlasse das Haus! Komm zu mir! Jacqueline, ich erwarte dich!«
»Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen wollen«, sagte Jacqueline Flagg zu Steve Murphy, einem geschäftstüchtigen Londoner Makler. Murphy liebte gesellschaftliche Veranstaltungen. Er gab des öfteren Partys, weil er das Gespräch mit den Mitmenschen schätzte. Außerdem machte er auf solchen Festen zumeist die besten Geschäfte. Bedingung war nur, daß er sich von den richtigen Leuten einladen ließ – oder sie zu sich einlud. Er sah gut aus, hatte pechschwarzes Haar, das an den Schläfen mit Silberfäden durchzogen war. Alle seine Anzüge waren vom ersten Schneider Londons angefertigt und paßten ihm wie angegossen.
»Aber selbstverständlich«, sagte Murphy und deutete eine leichte Verneigung an.
»Ich bin gleich zurück«, sagte Jacqueline Flagg. Sie wußte nicht, daß das nicht stimmte. Sie konnte es nicht wissen. Sie stellte ihr Glas auf den Kaminsims, lächelte Steve Murphy kurz zu, wandte sich dann um und verließ die riesige Halle.
Alles das geschah nicht aus ihrem eigenen Antrieb. Sie handelte automatisch. Etwas hatte ihr befohlen, das Haus des Rechtsanwalts zu verlassen. Sie dachte nicht darüber nach, woher dieser Befehl kam. Jemand erwartete sie draußen in der Dunkelheit, das stand für sie fest,

und sie wußte, daß sie ihn nicht warten lassen durfte.

Jacqueline Flagg war fünfundvierzig und seit drei Jahren Witwe. Ihren Mann hatte ein äußerst tragisches Schicksal ereilt. Als schwerreicher Industrieller hatte er mit der ständigen Angst leben müssen, eines Tages gekidnappt zu werden. Er ließ sich rund um die Uhr bewachen, machte keinen Schritt ohne seine geschulten Leibwächter aus dem Haus. Dennoch blieb ihm das, wovor er sich so sehr fürchtete, nicht erspart.

Eine Gangsterbande schoß seine Leibwächter auf offener Straße zusammen und entführte ihn.

Das Ereignis ging damals wegen seiner beispiellosen Kaltblütigkeit durch die Weltpresse.

Zwanzig Millionen Pfund wollten die Verbrecher für die Freilassung des Industriellen haben. Jacqueline Flagg setzte alle Hebel in Bewegung, um soviel Geld flüssigzumachen. Sie bezahlte die geforderte Summe in der ihr gesetzten Frist.

Aber sie bekam ihren Mann nicht wieder.

Man fand ihn drei Wochen später tot in einem verfallenen Haus außerhalb Londons.

Das lag nun schon drei Jahre zurück, doch wenn Jacqueline heute daran dachte, krampfte es ihr immer noch schmerzhaft das Herz zusammen. Sie hatte sich zwei Jahre lang nicht in der Öffentlichkeit blicken lassen, hatte alle Einladungen abgelehnt. Erst vor einem halben Jahr hatte sie wieder allmählich zu leben begonnen. So grausam sich das auch anhören mag: Das Leben geht eben weiter. Dagegen kann man nichts tun.

Jacqueline Flagg kam an einem venezianischen Kristallspiegel vorbei. Sie blieb kurz stehen und warf einen prüfenden Blick auf ihr Spiegelbild. Für eine Frau von fünfundvierzig Jahren sah sie noch erstaunlich attraktiv aus.

Es gab eine Menge Männer, die ihr, seit sie sich wieder in der Öffentlichkeit zeigte, den Hof machten. Die meisten waren vermutlich scharf auf das beträchtliche Vermögen, das sie geerbt hatte, aber es gab auch einige seriöse Bewerber.

Sie war zu allen freundlich, doch sie ließ keinen von ihnen darüber im unklaren, daß sie nicht mehr die Absicht hatte, sich noch einmal zu verheiraten. Einmal war genug. Jeder andere Mann hätte zwangsläufig im Schatten ihres ersten Gatten leben müssen. Und keiner von denen, die sie haben wollten, hätte den Vergleich mit Jerome Flagg ausgehalten.

Das teure, mit Brillanten besetzte Smaragdhalsband schimmerte herrlich auf Jacquelines weicher, heller Haut. Das Schmuckstück hatte schon sehr viel Bewunderung an diesem Abend gefunden. Es war eines der letzten Geschenke gewesen, die Jerome Flagg seiner Frau gemacht

hatte. Vielleicht trug sie es gerade deshalb besonders gern.

Eine innere Unruhe befiel die Frau.

Sie wandte sich nervös vom Spiegel ab und setzte ihren Weg fort.

Sie verließ das Haus, ohne sich die Nerzstola zu holen. Sie fühlte keine Kälte.

»Jacqueline!« flüsterte ihr jemand aus der Dunkelheit zu.

Sie wandte sich in diese Richtung, war kein bißchen verwundert. Sie wußte ja, daß sie hier draußen erwartet wurde. Der Partylärm versickerte für sie in der Schwärze der Nacht.

Sie ging auf eine kleine Gruppe von Nordmanntannen zu.

»Komm, Jacqueline!« lockte das Flüstern. »Komm zu mir!«

Und sie ging mit festem Schritt über den Rasen, direkt in die Tannengruppe hinein.

Plötzlich war da ein aggressives Hecheln. In diesem Moment kam Jacqueline zur Besinnung. Jetzt erst nahm sie bewußt wahr, wo sie sich befand, und sie spürte auch die beißende Kälte auf ihren nackten Oberarmen. Verdattert blickte sie sich um. Es war ihr ein Rätsel, wie sie hierherkam. Hatte sie zuviel getrunken? Unsinn, die zwei Gläser Whisky konnten sie niemals so benebeln, daß sie nicht mehr wußte, was sie tat. Nach dem tragischen Tod ihres Mannes hatte sie oft getrunken, weil sie vergessen wollte.

Machte sich vielleicht zum erstenmal eine gewisse Verkalkung bei ihr bemerkbar? Lächerlich. Doch nicht mit fünfundvierzig.

Sie wollte sich umdrehen und zum Haus zurücklaufen.

Da ließ sie ein tierhaftes Fauchen jäh erstarren. Aus der Dunkelheit glühte ihr ein furchterregendes Augenpaar entgegen. Jacqueline hatte das Gefühl, eine eiskalte Hand würde sich um ihr Herz legen und kräftig zudrücken. Sie hielt den plötzlichen Schmerz in ihrer Brust kaum aus. Ihr Gesicht verzerrte sich. Panik befiel sie.

Der Unhold, der hier draußen auf sie gewartet hatte, machte zwei schnelle Schritte auf sie zu.

Jacqueline glaubte, den Verstand verloren zu haben, als sie ihn erblickte. Er war kein Mensch.

Er war ein Monster.

Eine Bestie – so abscheulich anzusehen, daß Jacqueline Flagg die Haare zu Berge standen. Sie faßte sich entsetzt an die hämmernden Schläfen, und im nächsten Augenblick entrang sich ihrer wie zugeschnürten Kehle ein wahnsinniger, gellender Schrei. Sie zuckte herum und wollte loshetzen, doch das Scheusal ließ ihr nicht die geringste Chance. Die schrecklichen Klauenhände sausten auf Jacqueline Flaggs Hals zu. Ihr Schrei riß jäh ab.

Blut quoll aus tiefen, tödlichen Wunden.

Das war das Ende.

***

Noch zehn Minuten bis Mitternacht.

Die Stimmung in Oscar Nolans Haus wurde von den Gästen so sehr hochgeschaukelt, daß Jacqueline Flaggs Todesschrei ungehört im Gelächter unterging. Jane Collins löste sich aus dem Ring von Männern, der sie umgab. Sie kam mit leicht schwingenden Hüften und einem warmen, vielversprechenden Lächeln zu John Sinclair.

»Ich glaube, es wird Zeit, daß ich mich auch ein bißchen um dich kümmere«, sagte die Privatdetektivin mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme. »Schließlich haben wir uns vorgenommen, das alte Jahr gemeinsam zu verabschieden.«

John legte seinen Arm liebevoll um die Taille des aufregenden Mädchens. Jane trug ein tiefdekolletiertes Lurexkleid, in dem sie hinreißend aussah. Für John war sie an diesem Abend die Schönste.

»Sekt!« rief Oscar Nolan einem der Aushilfsbutler zu. »Ist der Sekt schon bereitgestellt?«

»Selbstverständlich, Sir«, antwortete dieser nasal.

»Punkt Mitternacht müssen die Korken knallen.«

»Das werden sie, Sir. Keine Sorge.«

Jane wandte sich an Sheila. »Bleibt es dabei? Fliegt ihr morgen für drei Wochen in die Südsee?«

Sheila lachte. »Ich wüßte nicht, was uns noch davon abhalten könnte.«

»Ich beneide euch«, sagte Jane.

»Warum kommt ihr nicht nach?«

John schmunzelte. »Du vergißt, daß ich Polizeibeamter bin, meine Liebe, und als solcher bekomme ich nicht unbegrenzt Urlaub. Die paar Tage, die ich noch habe, möchte ich mir für den Sommer aufheben.«

In diesem Augenblick platzte eine der Terrassentüren auf. Die Männer, die sich um die Feuerwerkskörper gekümmert hatten, stürmten mit verstörten Gesichtern in die Halle herein.

»Mord!« keuchte der eine. »Da draußen ist soeben ein schrecklicher Mord verübt worden!«

Schlagartig war es totenstill. Die Gäaste blickten einander betroffen an. In aller Augen erschienen Fragezeichen. Wen hatte es getroffen?

John Sinclair reagierte als erster. Er stellte sein Champagnerglas beiseite und jagte mit langen Sätzen durch die Halle.

»Wer wurde ermordet?« fragte er die beiden verdatterten Männer.

»Eine Frau«, sagte der eine.

»Mrs. Jacqueline Flagg, glaube ich«, stotterte der andere.

»Wo liegt sie?« wollte John wissen.

»Bei den Nordmanntannen.«

»Habt ihr jemanden bei ihr gesehen?«

»Nein. Wir hörten sie schreien, wollten ihr zu Hilfe eilen… Großer Gott, sie wurde schrecklich zugerichtet.«

John ließ die beiden Männer stehen und rannte aus dem Haus. Er fand Jacqueline Flagg sofort. Sie sah wirklich furchtbar aus. Sollte ihr wirklich ein Mensch diese entsetzlichen Verletzungen zugefügt haben?

John Sinclair hatte sich als Polizeibeamter zwangsläufig schon eine Vielzahl von Leichen ansehen müssen. Diejenigen Opfer, die von Monstern oder Dämonen getötet worden waren, hatten alle irgendwie so ausgesehen wie diese Tote da. Johns geschultem Blick fiel auf, daß Jacqueline Flagg ihr kostbares Halsband nicht mehr trug. Es war auch nirgendwo auf dem Boden zu finden. Folglich lag der Verdacht nahe, daß der Killer den Schmuck an sich genommen hatte.

John vernahm plötzlich Schritte.

Er federte augenblicklich hoch. Seine Augen versuchten, die Dunkelheit zu durchdringen. Er lauschte gespannt.

Da war wieder das Geräusch.

John startete. Er bedauerte, keine Waffe bei sich zu haben. Aber wer geht schon bis an die Zähne bewaffnet zur Silvesterparty eines guten Bekannten? Er sah einen vagen Schatten an einer Trauerweide vorbeiwischen.

»Halt!« schrie der Geisterjäger. Seine Stimme klang scharf und peitschend. »Bleiben Sie stehen!«

Der andere dachte nicht daran.

John nahm die Verfolgung auf. Er erreichte die Trauerweide. Von hier war es nicht mehr weit bis zum Ende des Grundstücks, das mit einer alten Steinmauer eingefriedet war.

Soeben schwang sich der Mörder über die Mauerkrone. Er war schnell, wirkte kraftvoll und wendig. John Sinclair setzte alles daran, um den Kerl nicht entkommen zu lassen. Auch er flankte über die Mauer. Dahinter erstreckte sich ein kleines Wäldchen. Der Killer war bereits in die hier herrschende Finsternis eingetaucht. John konnte ihn nicht mehr sehen, aber er hörte ihn. Knallend brachen morsche Äste, auf die der Fliehende trat.

John setzte ihm nach.

Er holte auf.

Plötzlich drang kein Geräusch mehr an sein Ohr. John blieb schweratmend stehen. Über die Baumkronen des kleinen Wäldchens strich der Wind. Das monotone Rauschen war das einzige, was John Sinclair im Augenblick hören konnte. Er wußte, daß sich der Kerl hier irgendwo in der undurchdringlichen Dunkelheit auf die Lauer gelegt hatte. Der Killer schien begriffen zu haben, daß ihn jeder weitere Schritt immer wieder aufs neue verriet, deshalb verharrte er jetzt völlig reglos.

Damit war er John gegenüber eindeutig im Vorteil.

Der Mörder brauchte sich nur vollkommen still zu verhalten, während John Sinclair gezwungen war, ihn zu suchen und zu finden.

Die Sinne des Geisterjägers waren total auf Empfang gestellt. Die kleinste Wahrnehmung hätte ihm genügt, um seinen Kurs sofort zu korrigieren. Doch sosehr er sich auch anstrengte, er konnte kein Geräusch registrieren, das ihm den Standort des grausamen Killers verraten hätte.

Seine Blicke tasteten den Boden ab, soweit dies möglich war.

Er musterte jeden Baum und jeden noch so zerzausten Strauch.

Nichts.

Er versuchte, so geräuschlos wie möglich vorwärts zu kommen, doch es ließ sich nicht vermeiden, daß hin und wieder ein zurückschnellender Zweig durch die Luft pfiff oder ein Sandstein unter seinen Schuhen knirschend zerbrach.

John ballte die Fäuste.

Seine Backenmuskeln zuckten.

»Ich weiß, daß du ganz in der Nähe bist!« flüsterte er vor sich hin, während er sich langsam um die eigene Achse drehte. »Du kannst nicht ewig so reglos stehenbleiben, und sobald du dich bewegst, bist du geliefert!«

Daraufhin wollte der Unhold John Sinclair das Gegenteil beweisen. Die Bestie riß blitzschnell einen Schößling aus dem Boden und stürzte sich damit brüllend auf den Geisterjäger. John sah die flammenden Augen in der Dunkelheit und wußte Bescheid.

Er hatte es tatsächlich nicht mit einem Menschen zu tun.

Der Schößling sauste senkrecht durch die Luft. John brachte sich mit einem federnden Sprung nach rechts in Sicherheit. Er sah die behaarten Pranken seines Gegners, dessen nächster Hieb schmerzhaft seinen linken Oberarm traf. John biß die Zähne zusammen, duckte sich und wollte den hochfliegenden Schößling unterlaufen, doch das Monster war schneller.

Das armdicke Holz landete krachend auf Johns Hinterkopf.

Es gab eine grelle Explosion im Gehirn des Geisterjägers, die sofort in die tiefe Schwärze des Vergessens überging.

Daß John auf dem Waldboden landete, bekam er schon nicht mehr mit.

***

»Weiber!« fluchte Dade Stiff. Wütend umklammerte er das Steuerrad seines klapperigen Ford und starrte grimmig durch die Frontscheibe. »Nicht Gott hat sie erschaffen – sondern der Teufel! Jawohl, der Satan persönlich hat diese langhaarigen Kreaturen in die Welt gesetzt. Gewissermaßen als Geißel für den Mann. Damit sie ihm das Leben verleiden!«

Obwohl es kalt war, hatte Stiff das Seitenfenster nach unten gedreht. Er schwitzte entsetzlich und brauchte frische Luft. Bei geschlossenen

Fenstern hatte er das Gefühl, jeden Moment ersticken zu müssen.

Einsam lag die nächtliche Straße vor ihm.

Natürlich war sie leer. Um diese Zeit waren nur wenige Menschen unterwegs. Alle anderen feierten im Kreise ihrer Freunde den Jahreswechsel oder sahen sich in ihren vier Wänden das Fernsehprogramm an, das in dieser Nacht noch niemals schlecht gewesen war, soweit sich Dade Stiff erinnern konnte.

Eigentlich hätte er ja gar nicht mehr mit dem eigenen Wagen fahren dürfen, weil er bereits einen in der Krone hatte. Aber zum Teufel damit. Er wollte nach Hause fahren, und er war zu geizig, um sich ein Taxi zu leisten.

Es war ja ohnedies keines auf der Straße.

Auch kein Polizeiauto.

Also wozu hätte er einen Haufen Geld hinauswerfen und den Wagen stehenlassen sollen?

Er schwang ärgerlich eine Faust hoch. »Na warte, du Biest. Das zahle ich dir heim. Den ganzen Silvester hast du mir verdorben. Treuloses Luder. Hast wohl gedacht, ich hätte keine Augen im Kopf, wie? Hast geglaubt, Dade würde es ohnedies nicht merken? Haha. Ich weiß schon lange, daß du auf Sammy York scharf bist. Man braucht nur ein Wort über ihn zu sagen, und schon spitzt du die Ohren. Hat dich schon mal was interessiert, das mich betraf? Ich kann mich nicht erinnern. Zuerst hast du ihn mit den Füßen unter dem Tisch gestoßen. Oh, du bist schon ein raffiniertes Ding, aber nicht raffiniert genug für mich. Da mußt du früher aufstehen, wenn du mich hintergehen willst, meine Liebe. Du dachtest, ich würde mich ohnedies mit Nelly unterhalten, was? Hast vermutet, ich wäre genügend abgelenkt, damit du dein verdammtes Spielchen spielen kannst? Aber ich habe alles genau beobachtet. Von Anfang an. Seine Hand auf deinem Schenkel. Ich hätte blind sein müssen, um es nicht zu bemerken. Aber was soll's. Vielleicht hast du noch nicht einmal mitgekriegt, daß ich abgehauen bin. Sammy York hat dich ja so sehr beschäftigt. Du wirst dich noch wundern. Man hat mir verraten, daß der gute Sammy ein ganz lausiger Liebhaber sein soll, aber das gönne ich dir, du mannstolles Flittchen. Verdammt noch mal, das gönne ich dir von ganzem Herzen…«

Dade Stiff fuhr sich über die hohe Stirn. Er hatte ein schmales Gesicht und hervorstehende Augen. Sein braunes Haar war leicht gewellt.

Er wollte seinen Monolog fortsetzen.

Doch plötzlich sprang aus dem kleinen Wäldchen, an dem er gerade vorbeifuhr, eine massige Gestalt heraus.

Nicht einmal, wenn Stiff nüchtern gewesen wäre, hätte er darauf noch rechtzeitig reagieren können. Jetzt noch viel weniger.

Er stieß einen bestürzten Schrei aus, als die Person über die Fahrbahn hastete. Sein Fuß wechselte, so schnell es ging, vom Gas zur Bremse.

»He, du gottverdammter Idiot!« brüllte Dade Stiff aus Leibeskräften. Er verriß das Steuer. Der Wagen schlitterte auf die Gestalt zu, prallte gegen sie und warf sie von der Straße.

Als der Ford stand, drehte sich Stiff zitternd um. Seine Lippen bebten. Er wußte nicht, was er machen sollte.

»Ich werd' verrückt. Ich hab' einen überfahren!« stieß er heiser hervor.

Seine Knie schlotterten. Seine Kehle trocknete schlagartig aus. Was tun? Jetzt war guter Rat verdammt teuer.

Dade Stiffs erster Gedanke war: Abhauen.

Doch dann überlegte er: Das wäre Fahrerflucht. Mensch, das darfst du nicht machen. Du darfst den Typ dort nicht einfach liegenlassen und verduften. Wenn er stirbt, weil du ihm nicht geholfen hast… Herrje, und wenn er schon tot ist? Was dann?

Stiff verspürte ein ekelhaftes Kribbeln im Nacken.

Wenn der Mann tot war – der Himmel mochte es verhüten, aber man mußte immerhin auch mit dieser Möglichkeit rechnen – würde man ihn einsperren.

Er gab die ganze Schuld seinem Mädchen. Wenn sie sich ordentlich aufgeführt hätte, hätte er sich nicht wutentbrannt in den Wagen gesetzt, um heimzufahren. Natürlich war sie schuld.

Aber der Mann.

Was sollte er mit ihm jetzt machen?

Dade Stiff stieß den Wagenschlag ächzend auf. »Besoffen einen Mann überfahren. Meine Güte, das gibt mehr Ärger, als ich jemals gehabt habe.«

Er ging nach vorn, um sich den Schaden am Wagen anzusehen. Das Glas des Scheinwerfers war kaputt. Die Scherben lagen auf der Straße. Der Kotflügel war etwas eingedrückt, und vom Kühlergrill fehlte ein Stück.

»Ich bin ruiniert!« jammerte Stiff. »Ich kann mir die Kugel geben!«

Er richtete sich mit kummervoller Miene auf und blickte zu dem Wäldchen hinüber, in der Hoffnung, der Mann würde dort endlich wieder auftauchen, und es würde sich herausstellen, daß er außer Hautabschürfungen und ein paar blauen Flecken nichts weiter abgekommen hatte. Aber dort zeigte sich niemand.

»Ich kann nichts dafür!« redete sich Dade Stiff ein. »Herrgott noch mal, dafür kann ich wirklich nichts. Der Wahnsinnige kam auf die Straße gerannt, ohne sich umzugucken. Wie konnte er sich denn darauf verlassen, daß kein Auto kommen würde? Er muß besoffen sein.«

Stiff leckte sich nervös die Lippen.

Zaghaft stakste er auf die Stelle zu, wo er das Unfallopfer vermutete. In seinem Magen revoltierte es. Die Übelkeit stieg langsam in seine Kehle. Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren. Teufel, er konnte kein Blut sehen. Weder das eigene, noch das anderer Leute. Er hoffte, daß der Mann nur innere Verletzungen erlitten hatte.

Bleich und schwankend erreichte er den Straßenrand. »Ha – hallo!« rief er stockend. »Ha – hallo!«

Keine Antwort.

Dad Stiff war nahe daran, zum Wagen zurückzurennen und weiterzufahren. Doch ein kleines Quentchen seines Gewissens ließ das nicht zu, zwang ihn, dort zu bleiben.

Er glaubte, eine gekrümmte Gestalt auf dem Boden liegen zu sehen. Vorsichtig stieg er zu ihr hinunter.

»He«, sagte er ängstlich. »Hat es Sie schlimm erwischt?«

Keine Antwort.

»Ach, du Schreck, er ist wirklich tot!« stöhnte Stiff verzweifelt. Er fuhr sich mit dem Finger in den Hemdkragen, der ihn mit einemmal würgte. Es kostete ihn sehr viel Mühe, noch näher zu dem Verletzten heranzugehen.

Der Mann trug einen schwarzen Smoking, schien kein Armer zu sein. Sein Gesicht war der Erde zugewandt. Dade Stiff fiel ein, daß man Unfallverletzte nicht einfach umdrehen darf. Gerade das Verändern ihrer Lage konnte sie das Leben kosten.

Mochte der Teufel wissen, warum er es dennoch machte.

Vielleicht deshalb, weil der Mann in diesem Augenblick leise zu stöhnen.

»Er lebt!« stieß Dade Stiff aufgewühlt hervor. »Er ist nicht tot. Dem Himmel sei Dank!«

Er drehte den Mann auf den Rücken und entdeckte dabei ein glitzerndes Smaragdhalsband, auf dem der Verunglückte gelegen hatte.

»Donnerwetter«, entfuhr es Stiff überwältigt. Er griff nach dem Halsband und legte es über den Rücken seiner linken Hand. »Das Ding muß ein Vermögen wert sein.«

Das Unfallopfer schlug benommen die Augen auf. Als er sah, daß Dade Stiff Jacqueline Flaggs Halsband in seinen Händen hielt, schnellte er wie eine Sprungfeder hoch.

»Das könnte dir so passen, wie?« fauchte der Killer wutentbrannt. »Gib das Schmuckstück her. Es gehört mir!«

»Ich… ich hatte nicht die Absicht, es Ihnen zu stehlen!« stammelte Dade Stiff, der nicht begreifen konnte, dass der Mann so schnell wieder voll da war.

»Gib es her!« schrie der Mörder wütend.

Stiff musterte ihn mit flatternden Augen. Er konnte keinerlei Verletzung an ihm feststellen. Sogar der Smoking war heil geblieben. Wenn er bedachte, was dagegen alles an seinem Auto kaputtgegangen war, war das erstaunlich.

»Her mit dem Schmuckstück, du verdammter Strauchdieb!«

»Ja. Aber ja. Hier haben Sie's.« Stiff hielt dem Mann das Halsband mit zitternder Hand entgegen. Dieser entriß es ihm und steckte es schnell in die Tasche.

Auf einmal funkelte es teuflich in den Augen des geheimnisvollen Killers. Er veränderte sein Aussehen. Seine Hände wurden zu Klauen…

Dade Stiff wankte bestürzt zurück. Er schüttelte mit weit aufgerissenen Augen den Kopf. »Das darf nicht wahr sein! Das ist unmöglich! Ich bin nicht mehr bei Trost!«

Der Kerl wuchtete sich nach vorn.

Stiff sprang auf die Straße. Das Monster wollte ihm nachsetzen, da erhellte ein Scheinwerferpaar, das rasch näher kam, die nächtliche Szene. Schnell zunehmendes Motorengeräusch war zu vernehmen. Es irritierte den Unhold. Er duckte sich. Sein Körper überzog sich blitzschnell mit schwarzem Gefieder. Krächzende Schreie kamen aus seinem Mund. Er rannte ein Stück die Straße entlang, breitete auf einmal weite Schwingen aus und hob sich mit schweren, kraftvollen Flügelschlägen in die Lüfte.

Dade Stiff stand mit offenem Mund da und ächzte: »Es ist nicht wahr! Es ist alles nicht wahr!«

***

Heftige, dumpfe Schmerzen wühlten sich durch John Sinclairs Kopf. Stöhnend richtete er sich auf. Er brauchte eine Weile, bis er seine Erinnerung wieder beisammen hatte. Da lag der armdicke Schößling, den das Monster aus dem Boden gerissen hatte. John konnte von Glück sagen, daß der kräftige Killer ihn damit nicht erschlagen hatte. Dem Unhold war es anscheinend wichtiger gewesen, so schnell wie möglich von hier wegzukommen.

Um John drehte sich alles.

Er wankte von Baum zu Baum, versuchte eine Spur des Mörders zu finden, erreichte die Straße, die an dem Wäldchen vorbeiführte. Sie war leer. Scherben glitzerten im Mondlicht. John betrat die Fahrbahn und betrachtete die Glassplitter, die offensichtlich von einem Scheinwerfer stammten. John vermutete, daß hier jemand angefahren worden war. Aber diese Vermutung brachte ihn keinen Schritt weiter.

Er machte kehrt.

Die heftigen Kopfschmerzen ebbten allmählich ab.

Er blickte auf seine Uhr. Mitternacht war vorbei. Ein neues Jahr hatte begonnen.

Was für ein Anfang!

Fast alle Partygäste standen auf der Terrasse. Lionel Haggart, Steve Murphy, Oscar Nolan, Jane Collins, Suko, Jody Bellmoore, das Ehepaar Conolly, und viele andere blickten John mit großen, ernsten Augen an. Sie sahen es an seiner finsteren Miene, daß er keinen Erfolg gehabt hatte.

»Die Polizei ist bereits verständigt«, sagte der Rechtsanwalt gepreßt.

»John, was ist passiert?« fragte Suko, der seine Neugier nicht unterdrücken konnte.

Der Geisterjäger erzählte es ihm und allen anderen.

Ein Raunen ging durch die Reihen der Gäste.

Ein Monster! Jacqueline Flagg war von einem Monster getötet worden! Wie entsetzlich!

Lionel Haggart drängte sich näher an John heran. Er war ein großer, kräftiger Mann mit buschigen Brauen, einer scharfen Geiernase und stechenden Augen.

»Können Sie uns nichts Genaueres über diesen Kerl sagen, Oberinspektor?«

»Leider nein.«

»Haben Sie sein Gesicht nicht gesehen?«

»Sie müssen bedenken, es war stockdunkel, Mr. Haggart.«

»Wieso glauben Sie dann, behaupten zu können, es habe sich um ein Monster gehandelt?«

»Ich habe das zuerst aus den Verletzungen geschlossen, die der Leichnam von Jacqueline Flagg aufwies…«

»Kann ihr die nicht auch ein Wahnsinniger zugefügt haben?«

»Als ich dem Killer dann gegenüberstand, sah ich seine glühenden Augen und behaarten Pranken. Ich denke, das sollte ausreichen, um auch Ihre Zweifel zu zerstreuen, Mr. Haggart«, sagte John frostig und wandte sich von dem Mann an. Er mochte Haggart nicht sonderlich. Es war nichts Bestimmtes, das diese Ablehnung in John hervorrief. Es war lediglich eine allgemeine Antipathie, gegen die der Geisterjäger jedoch nichts unternahm. Es kann einem eben nicht jeder Mensch sympatisch sein. Sagte sich John, und damit hatte es sich.

»Ein Monster also«, wiederholte Oscar Nolan. Kummer zerfurchte sein Gesicht. »Dann werden Sie sich vermutlich persönlich um diesen grauenvollen Mord kümmern, Oberinspektor?«

John nickte mit zusammengezogenen Brauen. »Das erachte ich als meine Pflicht, Mr. Nolan.«

»Hoffentlich«, knirschte der Rechtsanwalt verbittert, »gelingt Ihnen ein schneller Erfolg.«

»Ich werde mir die größte Mühe geben«, erwiderte John Sinclair.

Dann traf die alarmierte Polizei am Tatort ein.

***

Am 2. Januar betrat John Sinclair das Büro seines Chefs.

Superintendent Powell kniff die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern zusammen und nickte seinem besten Mann ernst zu.

»Eine schlimme Sache ist das«, sagte er mit gedämpfter Stimme.

John setzte sich, als Powell mit der Hand eine einladende Geste machte. Er legte die langen Beine übereinander und betrachtete seinen Vorgesetzten mit finsterer Miene. Powell wollte hören, was John mittlerweile bereits unternommen hatte.

Der Geiserjäger antwortete: »Da das Monster so gut wie keine Spur zurückgelassen hat, tappe ich völlig im dunkeln.«

Das hörte der Superintendent verständlicherweise nicht gern. Er rümpfte die Nase.

John fuhr fort: »Deshalb kann ich den Fall nur systematisch angehen. Das erfordert viel Zeit und noch mehr Geduld. Ich muß mit allen Leuten reden, die Gast im Haus von Rechtsanwalt Nolan waren. Ich kann nur hoffen, daß einer von ihnen eine Wahrnehmung gemacht hat, die mich ein Stück weiterbringt.«

»Angenommen, Sie haben mit dieser Methode keinen Erfolg, John, was machen Sie dann?«

Sinclair nahm kein Blatt vor den Mund. Er hob die Achseln und erwiderte ehrlich: »Dann bin ich – wie's im Moment aussieht – mit meinem Latein am Ende.«

»Kein glücklicher Anfang für ein neues Jahr, wie?«

»Tja, wir werden uns wohl oder übel damit abfinden müssen, Sir.«

John zählte die Namen all jener Leute auf, mit denen er sich bereits unterhalten hatte. Darunter waren auch die beiden Männer, die sich um die Feuerwerkskörper gekümmert hatten, doch auch sie hatten ihm keinen entscheidenden Hinweis geben können.

Superintendent Powell seufzte geplagt. »Wenn nicht einmal die etwas bemerkt haben, wer soll Ihnen dann weiterhelfen, John?«

Der Geisterjäger war der geborene Optimist. »Solange ich noch nicht mit allen Gästen gesprochen habe, besteht Grund zur Hoffnung, Sir.«

Powell wiegte skeptisch den Kopf. »Na. Ich weiß nicht… Die Presse wird sehr schnell Wind davon bekommen, wenn wir nicht vom Fleck kommen.« Powell schob einen Ordner mit einer unwilligen Gebärde zur Seite. »Ich sehe schon die Schlagzeilen: SCOTLAND YARD VERSAGT IM MORDFALL FLAGG. Oder: WAHNSINNSMÖRDER IMMER NOCH AUF FREIEM FUSS… Die Öffentlichkeit wird, aufgeputscht von den Zeitungen, nach einem Erfolg verlangen. Wir werden ins Kreuzfeuer der Journalisten geraten…«

John lächelte kurz. »Sie sehen die Zukunft zu schwarz, Sir.«

»John, ich zweifle natürlich nicht an Ihren Fähigkeiten«, beeilte sich Superintendent Powell zu versichern.

»Wenn Sie mir die Presse vom Hals halten, damit ich ungestört

arbeiten kann, werde ich Jacqueline Flaggs Mörder zur Strecke zu bringen. Ist das ein Wort?«

Powell ächzte. »Ich hoffe, Sie können es halten.«

Das hoffte der Geisterjäger insgeheim auch.

Einer von der cleveren Reportersorte war der rothaarige Sam Strong. Mochte der Teufel wissen, woher er als erster erfahren hatte, an welchem verzwickten Fall John Sinclair gerade arbeitete. Der kleine Mann mit den abgestoßenen Mantelärmeln und den schiefgelaufenen Schuhen schob seinen breitkrempigen Hut aus der Stirn, als John aus dem Yard-Gebäude kam, und trat ihm in den Weg. Der Geisterjäger hätte den Kleinen beinahe über den Haufen gerannt. John war in Gedanken versunken, er hatte Strong übersehen. Es blitzte kurz in Sam Strongs taubengrauen Augen.

»Welche Freude, Sie mal wiederzusehen, Oberinspektor.«

»Die Freude liegt nur bei Ihnen«, gab John abweisend zurück.

»Mit dem linken Fuß aufgestanden?«

»Immer, wenn Sie mir begegnen.«

»Ich kann mich nicht erinnern, etwas Schlechtes über Sie berichtet zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen, Oberinspektor.«

»Dann leiden Sie vermutlich an Gedächtnisschwund. Ich weiß noch sehr gut, daß Sie mir vor etwa vier Wochen in penetrantester Weise das Wort im Mund umgedreht haben…«

Sam Strong breitete die Arme aus. »Das geschah ganz bestimmt nicht mit Absicht, Oberinspektor.«

John kniff ärgerlich die Augen zusammen. Jetzt wollte ihn dieser Schlawiner auch noch für dumm verkaufen.

»Das können Sie mir nicht weismachen, Strong. Sie sind ein heller Kopf. Alles, was Sie schreiben, ist wohl durchdacht.«

»Vielleicht habe ich Sie mißverstanden.«

»Ja«, knurrte John. »Vielleicht. Und damit sich ein solches Mißverständnis nicht wiederholt, werde ich mich künftig hüten, noch mal auf Ihre Fragen zu antworten.«

»Sie machen es einem nicht besonders leicht, Brötchen zu verdienen«, beschwerte sich Strong.

»Sie auch nicht, mein Lieber. Sie auch nicht.«

Der Reporter schüttelte sich wie ein begossener Pudel und ging ungerührt zu seinem nächsten Programmpunkt über. »Haben Sie schon einen Verdacht, wer Jacqueline Flagg ermordet haben könnte, Oberinspektor?«

»Kein Kommentar«, sagte John frostig.

Dadurch ließ Sam Strong sich jedoch nicht entmutigen. Er lächelte hinterhältig. »Im Zuge meiner Recherchen habe ich erfahren, daß es sich bei dem Mörder um ein grauenerregendes Ungeheuer handelt. Darf ich schreiben, daß Sie das bestätigt haben?«

»Das dürfen Sie nicht, und wenn Sie es doch tun, kriegen Sie von mir was auf den Hut, verstanden?«

Strong hob beide Arme, als wollte er John abwehren. »Okay, okay. Ganz, wie Sie wollen, Oberinspektor. Sie sollen sehen, daß Sam Strong nicht gegen Sie, sondern für Sie ist. Deshalb werde ich nur das berichten, was Sie genehmigen.«

Jetzt grinste John. »Sie kriegen Zeilenhonorar, nicht wahr?«

»Ganz recht.«

»Dann werden Sie diesmal Ihren Gürtel enger schnallen müssen, mein Lieber.«

»Heißt das im Ernst, daß ich von Ihnen keine Information bekomme?« fragte Strong enttäuscht.

»So hart ist manchmal das Leben«, erwiderte John spöttisch. »Versuchen Sie Ihr Glück doch mal bei unserer Pressestelle, vielleicht hilft Ihnen die weiter.«

Sam Strong winkte ab. »Da war ich schon. Dort erfahre ich nicht mehr als meine Kollegen. Wenn man über der Masse stehen will, muß man mehr bieten als die anderen, verstehen Sie?«

»Ich bin untröstlich, Ihnen nicht helfen zu können«, sagte John gleichmütig. Dann ließ er Strong einfach stehen und setzte seinen Weg fort. Und er hätte es dem Schlauberger nicht geraten, ihm zu folgen.

***

Lionel Haggart war in Schweiß gebadet. Sein Tennispartner machte ihm das Siegen nicht leicht. Totaler Einsatz war notwendig, um den herausgespielten Vorsprung zu halten. Haggart drosch die Bälle flach und angeschnitten über das Netz. Er jagte seinen wendigen Gegner blitzschnell hin und her. Seine Backhandschläge waren präzise gesetzt. Er schmetterte die hohen Bälle geschickt in die Ecken und rannte ans Netz, um möglichst bald die Entscheidung herbeizuführen. Der Angriff klappte. Haggart ließ entspannt den Schläger sinken. Ein zufriedenes Lächeln umspielte nun seine Lippen. Er wäre wütend und enttäuscht gewesen, wenn er die Partie verloren hätte. Für ihn war das kein Spiel, sondern ein Kampf, und sein übermäßiger Ehrgeiz ließ es nicht zu, daß er ihn verlor.

Er reichte dem Gegner die Hand. »Sie haben sich hervorragend geschlagen.«

»Doch Sie waren besser«, sagte der schlanke Bursche jenseits des Netzes ohne Bitterkeit.

Mit gespielter Bescheidenheit erwiderte Haggart: »Nun, vielleicht liegt es daran, daß ich die Möglichkeit habe, öfter zu trainieren als Sie.«

Der andere blickte auf seine Armbanduhr. »Es ist Zeit für mich, ich muß gehen.«

»Wenn Sie Lust auf eine Revanche haben…«

»Natürlich. Wann?«

»Sagen wir, nächste Woche?«

»Okay.«

»Abgemacht«, sagte Haggarts Tennispartner und verließ die Halle.

Lionel Haggart trocknete sich den Schweiß mit einem zitronengelben Handtuch ab. Plötzlich sagte jemand hinter ihm: »Sie waren heute in Wimbledon-Form, Mr. Haggart.«

Haggart wandte sich neugierig um. Seine Züge hellten sich auf. »Oberinspektor Sinclair. Was führt Sie hierher? Verstehen Sie was vom Tennis?«

»Ich spiele selbst.«

»Das wußte ich ja gar nicht. Wir sollten unbedingt mal miteinander das Racket schwingen. Hätten Sie nicht Lust dazu?«

»Mal sehen«, sagte John. Das hieß soviel wie nein. Haggart war ihm nicht besonders sympathisch.

»Haben Sie ein bißchen Zeit für mich?« bat John.

Haggart nickte schmunzelnd. »Für Sie immer, Oberinspektor. Darf ich nur schnell duschen gehen? Der Schweiß ist lästig…«

»Ich warte auf Sie in der Kantine.«

»In Ordnung.«

Fünfzehn Minuten später saß Lionel Haggart blitzsauber in der Kantine und trank Rotwein. »Gut fürs Blut«, sagte er. John musterte den kräftigen Mann, sah die scharfe Geiernase und die stechenden Augen. Haggart wäre, wenn er einen anderen Charakter gehabt hätte, kein uninteressanter Partner gewesen. Immerhin hatte sich Lionel Haggart in den letzten Jahren in Fachkreisen einen Namen gemacht. Es war ihm mehrmals gelungen, Dämonen aufzuspüren und zu beobachten. Mit Hilfe der Weißen Magie schaffte er es, die Wesen aus dem Schattenreich eine ganze Weile gefangenzuhalten. In dieser Zeit studierte er sie und schrieb vielbeachtete Publikationen. In jüngster Vergangenheit war es jedoch etwas ruhiger um Haggart geworden. Das lag nicht daran, daß es keine Dämonen mehr gab. Haggart schien die Lust an diesem gefährlichen Job vergangen zu sein.

John nippte an seinem heißen Mokka, den er ungezuckert trank.

»Schon einen Schritt weitergekommen, Oberinspektor?« erkundigte sich Haggart interessiert.

»Ich habe mich mit vielen Leuten unterhalten, das ist alles«, erwiderte John seufzend. »Und ich bin hier, weil ich Ihnen dieselben Fragen stellen möchte wie allen anderen.«

Haggart nickte. »Nur zu. Ich stehe Ihnen selbstverständlich zur Verfügung.«

John Sinclair rasselte seine Fragen herunter. Lionel Haggarts Antworten kamen prompt und präzise. Aber auch er war nicht in der

Lage, bei John für den zündenden Funken zu sorgen. Nachdem der Geisterjäger sämtliche Fragen abgespult hatte, trank er seinen Mokka aus.

»Enttäuscht?« fragte Haggart.

»Ich muß gestehen, daß mich Ihre Antworten nicht gerade vom Stuhl gerissen haben«, erwiderte John Sinclair.

»Das tut mir leid.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Ich werde darüber hinwegkommen«, sagte John sarkastisch.

»Sie wissen, daß ich mich bei der Dämonenjagd schon mehrfach bewährt habe, Oberinspektor…«

John nickte. »Ich habe Ihre Publikationen gelesen. Sie waren selbst für mich äußerst interessant und informativ.«

»Wie wäre es, wenn wir uns in diesem Fall zusammentun würden, Oberinspektor? Ich weiß, daß Sie mich nicht besonders mögen…«

John wollte widersprechen, um die Form zu wahren, doch Lionel Haggart ließ keinen Einwand gelten.

»Ich finde«, sagte er, »wir sollten beide ehrlich bleiben, Oberinspektor, sonst ist eine Zusammenarbeit nicht möglich. Sie sind bei weitem nicht der einzige, dem ich nicht sympathisch, bin. Das stört mich nicht weiter. Ich bin der Auffassung, daß wir in diesem Fall das menschliche Moment außer acht lassen sollten. Meiner Meinung nach viel wichtiger ist ein rascher, durchschlagender Erfolg. In diesem Punkt werden Sie meine Ansicht gewiß mit mir teilen. Jacqueline Flagg wurde von einem grausamen Monster zerfleischt. Diese Tat schreit nach Vergeltung. Ich habe Mrs. Flagg sehr geschätzt. Deshalb erachte ich es als meine Pflicht, Ihnen meine Hilfe anzubieten. Was halten Sie davon?«

»Ich wüßte nicht, was Sie im Augenblick tun könnten, Mr. Haggart«, sagte John ausweichend.

»Ich wäre bestimmt keine Belastung für Sie, Oberinspektor…«

»Davon bin ich überzeugt.«

»… eher eine Entlastung.«

»Ich werde mir Ihr Angebot durch den Kopf gehen lassen, Mr. Haggart.«

»Tun Sie das. Und lassen Sie mich bald wissen, wie Sie sich entschieden haben.«

»Das werde ich.«

Haggart grinste breit.

»Ich brenne vor Ungeduld darauf, in Ihren Fall mit einsteigen zu dürfen.«

John nickte mit düsterer Miene. Er dachte nicht im Traum daran, sich mit Lionel Haggart, gegen den er instinktiv etwas hatte, zu belasten, doch diesen Entschluß behielt er vorläufig noch für sich.

***

Gebannt starrte der Unheimliche auf das erbeutete Smaragdkollier. Er rieb sich begeistert die Hände. Das wertvolle Halsband von Jacqueline Flagg würde ihm ein kleines Vermögen einbringen. Er lachte und scharrte mit dem Fuß über den Boden. Nackte Gier funkelte in seinen Augen. Seine Rechte schoß auf den Schmuck zu, die Finger krallten sich in das glitzernde Kollier. Er steckte es hastig in die Tasche und verließ sein Haus.

Vor zehn Minuten hatte er noch am Telefon gesessen. Gut ein Dutzend Anrufe hatte er getätigt. Nun wußte er, bei wem er das wertvolle Halsband loswerden konnte.

Wim Andrews hieß der Hehler.

Er wohnte in der New Oxford Street und hatte sich bereit erklärt, sich den Schmuck ganz unverbindlich anzusehen.

Der Killer setzte sich in seinen Wagen und fuhr los. Nach einer Fahrt von ungefähr zwanzig Minuten bog er in die Tottenham Court Road ein. Hier nahm er den erstbesten Parkplatz. Den Rest des Weges legte er zu Fuß zurück.

Das Haus, in dem Wim Andrews wohnte, war ein schmalbrüstiges Gebäude mit unzähligen verspielten Verzierungen an der Fassade.

Der Mörder drückte auf den zweiten Klingelknopf von oben. Aus der Gegensprechanlage kam fast im selben Moment eine krächzende Stimme: »Wer ist da?«

»Wir haben miteinander telefoniert. Jim Sangster hat Sie mir empfohlen.«

»Kommen Sie herauf. Dritter Stock. Die Tür rechts.« Es summte.

Der Killer drückte das Haustor auf und betrat das Gebäude.

Wim Andrews war keiner von den kleinen Fischen, die der Polizei so häufig ins Netz gehen. Der Mann roch nach Geld. Er rauchte eine dicke Zigarre, war wohlgenährt. Sein Auftreten war weltmännisch. Bestimmt gehörte er einigen angesehenen Londoner Clubs an. Vermutlich zählte eine Menge einflußreicher Persönlichkeiten zu seinem Bekanntenkreis, von denen keiner ahnte, daß er das große Geld mit Hehlerei verdiente.

Die beiden Männer musterten einander schnell und gründlich.

Jeder begegnete dem anderen mit unverhohlenem Mißtrauen.

Wim Andrews machte eine einladende Handbewegung. »Bitte treten Sie ein.«

»Vielen Dank.«

Andrews führte seinen »Gast« in den Living-room. Er dokumentierte seine Größe damit, indem er nicht sofort mit gierigem Blick vom Geschäft sprach, sondern dem anderen zunächst mal Platz und einen Drink anbot.

Der Killer wählte unter den zahlreichen teuren Getränken einen

kanadischen Bourbon.

Wim Andrews trank ein Glas französischen Kognak.

Die Männer saßen einander in tiefen, weichen Samtsesseln gegenüber. An den Wänden des Wohnzimmers hingen Gemälde von bekannten Meistern. Natürlich Originale.

Der Unheimliche nickte anerkennend. »Sie haben Stil, Andrews, das muß man Ihnen lassen.«

»Eigentlich habe ich mich bereits vor drei Jahren zur Ruhe gesetzt«, sagte Wim Andrews überheblich. »Vielleicht fiel mir dieser Entschluß deshalb so leicht, weil ich bis dahin bereits genügend Geld gemacht hatte und weil das Angebot immer miserabler wurde. In Ihrem Fall mache ich nur deshalb eine Ausnahme, weil Jim Sangster mich darum gebeten hat.«

Der Killer grinste. »Ich bin sicher, Sie werden es nicht bereuen.«

»Haben Sie's mitgebracht?«

»Selbstverständlich.«

»Darf ich es sehen?«

»Aber natürlich.« Der Mörder holte das Smaragdkollier aus seiner Tasche. Es blitzte und funkelte zwischen seinen Fingern. Wim Andrews legte sofort seine Zigarre weg. Er war von dem Schmuckstück fasziniert. Seine kalten Augen begannen zu leuchten. Er versuchte, so zu tun, als wäre er an einem Geschäft nicht sonderlich interessiert, denn je tiefer er den Preis drücken konnte, desto höher würde sein Gewinn sein. Er streckte dem Killer seine fleischige Hand entgegen und nahm das Kollier in Empfang. Dann erhob er sich, um aus dem Mahagoniwandschrank eine Lupe zu holen. Am Fenster, bei Tageslicht, prüfte der Hehler dann eingehend die heiße Ware.

Der Unheimliche stand auf und ging zu ihm. »Nun? Wie sieht's aus? Kaufen Sie's?«

Wim Andrews leckte sich habgierig die Lippen. »Wieviel wollen Sie dafür haben?«

»Nennen Sie den Betrag.«

Nun begann ein hartnäckiges Feilschen. Wim Andrews führte an, daß er mit dem Schmuckstück nicht einfach an die nächste Straßenecke gehen konnte. Er sprach von Absetzschwierigkeiten und vom großen Risiko, das er eingehen würde, obwohl er solche Geschäfte eigentlich gar nicht mehr nötig hätte; und wenn Jim Sangster ihn nicht um diesen Gefallen gebeten hätte, würde es zu diesem Geschäft überhaupt nicht kommen.

Schließlich einigte man sich auf zweihunderttausend Pfund.

»Wann kann ich das Geld haben?« fragte der Killer mit rauher Kehle.

»Wie schnell brauchen Sie es?« wollte Wim Andrews wissen.

»Am liebsten hätte ich es sofort.«

»Das geht nicht. Soviel Geld habe ich niemals im Haus.«

»Wie lange brauchen Sie, um es zu beschaffen?«
»Eine Stunde.«
»Okay. Dann gehe ich also jetzt spazieren und komme in einer Stunde wieder.«
Wim Andrews wollte das Kollier in seinen Safe einschließen, doch der Mörder nahm es ihm grinsend aus der Hand. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Davon trenne ich mich erst, wenn Sie mir das Geld überreichen.«
»Sie trauen mir nicht, wie?« fragte Andrews gekränkt.
»Ich traue niemandem«, sagte der Unheimliche, schob das Halsband in seine Hosentasche und verließ die Wohnung.
Genau eine Stunde später war er wieder zur Stelle. Wim Andrews stellte einen Handkoffer voll Pfundnoten auf den Tisch. Der geheimnisvolle Mörder bleckte begeistert die Zähne. Mit großen, gierigen Augen betrachtete er das viele Geld, und mit einemmal faßte er einen für Wim Andrews folgenschweren Entschluß: Er wollte die Banknoten an sich nehmen, ohne Jacqueline Flaggs Smaragdkollier herzugeben. Wim Andrews würde dagegen nichts machen können.
Eine glühende Flamme sprang plötzlich in den Augen des Unheimlichen auf. Seine Hand legte sich besitzergreifend auf den Deckel des Handkoffers und klappte ihn zu. Der Hehler wußte noch nicht, welchen Entschluß der andere gefaßt hatte. Wim Andrews erwartete, daß sein Geschäftspartner nun das Kollier aus der Hosentasche ziehen und auf den Tisch legen würde.
Doch der Killer dachte nicht im entferntesten daran.
Andrews hob verwirrt den Blick. »Und das Halsband?«
»Bleibt bei mir«, sagte der Mörder eiskalt.
Wim Andrews lächelte unsicher. »Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht.«
»Ich habe mich entschlossen, nicht zu verkaufen.«
Andrews lief rot an. »Hören Sie mal, ich bin kein kleiner Rotzjunge, mit dem man solche Scherze treiben kann! Wir waren uns doch einig…«
»Wir sind uns immer noch einig«, grinste der Mörder. »Ich nehme das Geld und das Halsband mit.«
Wim Andrews stieß wutentbrannt hervor: »Das könnte Ihnen so passen! Verdammt, Sie sind nicht der erste, der mich so plump hereinzulegen versucht, und ich bin noch nicht so lange aus dem Geschäft, um verlernt zu haben, wie man mit Klugscheißern wie Ihnen umspringt!« Blitzschnell glitt Andrews' Rechte in das Maßjackett. Er riß eine Walther PPK-Pistole heraus und entsicherte die Waffe mit einer raschen Daumenbewegung. »So, Mann. Und nun wollen wir den Spieß gleich mal umdrehen. Was Sie können, das kann Wim Andrews schon lange, mein Lieber! Wenn Sie auf ein faires Geschäft keinen Wert legen, soll's mir recht sein. Ich kann auch anders. Sie werden es

gleich erleben. Ich will Ihnen sagen, was jetzt geschieht: Sie liefern das Kollier augenblicklich bei mir ab und sehen dann zu, schleunigst aus meiner Wohnung zu kommen. Ohne den Schmuck und ohne mein Geld!«

Der unheimliche Killer ließ sich nicht einschüchtern.

Ein höhnisches Grinsen verzerrte seine Züge.

»Sie haben einen großen Fehler gemacht, Wim!«

»Finde ich absolut nicht. Immerhin habe ich meinen Zeigefinger am Drücker!«

»Genau das ist Ihr Fehler. Ich kann es auf den Tod nicht leiden, wenn man mich mit einer Waffe bedroht.«

Der Hehler lachte krächzend. »Tun Sie was dagegen!«

»Das werde ich!« schnaubte der Mörder. Sein Brustkorb hob und senkte sich jetzt wesentlich schneller. »Sie sind ein törichter Narr, Wim. Sie hätten sich mit diesem Schicksalsschlag abfinden sollen. Ein Mann wie Sie kann zweihunderttausend Pfund doch verschmerzen.«

»Ich könnte, wenn ich wollte. Aber ich will nicht!«

»Sie sind ein ausgemachter Idiot, Wim!«

»Heraus mit dem Kollier!« blaffte Andrews ungeduldig.

»Ich werde Sie töten, Wim!« knurrte der Unheimliche. Sein Gesicht verblaßte. Er begann ganz langsam sein Aussehen zu verändern. Sein Mund wurde zu einem Strich.

Der Hehler preßte gereizt hervor: »Wenn Sie auch nur einmal zuviel mit der Wimper zucken, pumpe ich Sie mit Blei voll!«

Das Gesicht des geheimnisvollen Mörders überzog sich mit tiefen, schattigen Falten. Jetzt erst fiel Wim Andrews die verblüffende Veränderung des anderen auf. Seine Augen weiteten sich in grenzenlosem Staunen. Als sich die Lippen des Killers öffneten, sah Andrews ein kräftiges Raubtiergebiß mit scharfen, dolchartigen Fangzähnen. Er wich betroffen einen Schritt zurück.

»Was… was ist das denn?« preßte Wim Andrews verdattert heraus. »Wie… wie ist so etwas möglich?«

Der Unheimliche starrte den Hehler mit grell lodernden Augen an.

Wim Andrews faßte sich bestürzt an die pochenden Schläfen. Als der Killer sich auf ihn zubewegte, schrie er schrill: »Bleiben Sie stehen! Bleiben Sie mir vom Leibe! Hören Sie! Keinen Schritt weiter, sonst schieße ich!«

Der geheimnisvolle Mörder stieß ein kehliges Teufelslachen aus. »Schieß doch!« knirschte er. »Schieß! Mir können deine dämlichen Kugeln nichts anhaben! Schieß, dann wirst du es sehen!«

Als das Monster den nächsten Schritt machte, drückte Wim Andrews in großer Panik ab. Brüllend entlud sich die Waffe in seiner verkrampften Faust. Er hatte auf die Brust des Unheimlichen gezielt, und er sah das Loch in der Brust des anderen. Aber der Kerl fiel nicht

um. Er blieb aufrecht stehen, knurrte feindselig und machte den nächsten Schritt auf den Hehler zu.

Das war zuviel für Wim Andrews' flatternde Nerven.

Er zielte erneut und zog in blinder Angst den Stecher seiner Waffe immer wieder durch. Das ganze Magazin der Walther feuerte er in den unverwundbaren Körper des Monsters.

Der Unhold stieß ein satanisches Gelächter aus.

»Und was nun, Wim Andrews? Was willst du jetzt tun? Bist du mit deiner Weisheit am Ende?«

Die struppige Krallenhand des Killers fegte blitzschnell durch die Luft. Wim Andrews ließ mit einem hysterischen Aufschrei die leergeschossene Pistole fallen.

Er zuckte zur Seite.

Die Mörderpranke verfehlte ihn nur um Haaresbreite. In seiner uferlosen Furcht warf er sich herum und rannte wie von Furien gehetzt durch den Living-room. Erneut veränderte der Killer sein Aussehen. Er verwandelte sich in einen rabenschwarzen Totenvogel, schwang sich mit kräftigen Flügelschlägen hoch und erwischte den Hehler, bevor dieser die Tür aufreißen und nach draußen stürmen konnte.

Die scharfen Krallen des Unholds gruben sich tief in die Schultern des Opfers. Der riesige Hornschnabel schoß nach unten. Wim Andrews schrie gellend um Hilfe.

»Nein!« brüllte er aus vollen Lungen. »Nein! Nein! Neiiin! Hilfe! Zu Hilfe!«

Sein Blut tropfte auf den hellen Teppich. In seiner entsetzlichen Angst gelang es ihm, den Totenvogel abzuschütteln. Gehetzt riß er die Tür auf, warf sich nach draußen und kreiselte herum. Gedankenschnell drehte er den im Schloß steckenden Schlüssel um.

Dann sank er, von pochenden Schmerzen gepeinigt und heftig blutend, erschöpft zu Boden.

Er hatte das Gefühl, in einen schlimmen Alptraum geraten zu sein.

Ohne das Blut und die Schmerzen wäre es ihm sehr schwergefallen zu glauben, daß er das alles wirklich erlebt hatte. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Seine Lungen brannten wie Feuer. Er versuchte, den Atem anzuhalten, um zu lauschen. Nebenan war nichts zu hören.

»O mein Gott!« stöhnte Wim Andrews verzweifelt. »Gütiger Himmel, ich weiß, daß ich eigentlich kein Recht habe, dich um Hilfe anzuflehen, aber ich weiß nicht, was ich sonst tun soll! Beschütze mich vor diesem Höllenwesen. Bewahre mich vor noch größerem Unheil! Mach, daß diese furchtbare Bestie meine Wohnung verläßt. Mit dem Halsband und mit dem Geld. Ich werde den Scheinen keine Träne nachweinen. Ich will nur mein Leben behalten. Nur das. Sonst nichts.«

Zitternd betrachtete Andrews seine blutbesudelten Hände.

Er befürchtete zu verbluten.

Einen Arzt. Er brauchte dringend einen Arzt. Und die Polizei mußte her. Wim Andrews wollte sich nicht allein auf die Hilfe des Himmels verlassen. Die Polizei würde ihm vermutlich auch helfen können.

Obgleich er schlimme Schmerzen hatte, die sich durch seinen ganzen Leib zogen, quälte er sich hoch.

Er befand sich in seinem Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch stand das Telefon. Noch war er nicht verloren. Solange er die Möglichkeit hatte, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, bestand für ihn noch eine reelle Chance, mit dem Leben und einem Schock davonzukommen.

Schwankend erreichte er den Schreibtisch. Er stützte sich darauf und ließ sich ächzend auf den Sessel fallen. Wen sollte er zuerst anrufen? Den Arzt oder die Polzei? Wegen der Dringlichkeit entschied er sich zunächst für den Doktor. Schwarze Flocken tanzten vor seinen Augen. Da war eine Ohnmacht im Anzug. Größte Eile war geboten. Mit verkrampfter Hand nahm er den Hörer ab, mit zitterndem Finger drehte er die Wählscheibe. Schlotternd preßte er den Hörer an sein Ohr.

»Dr. Doon«, meldete sich eine sonore Stimme.

»Doktor«, krächzte Wim Andrews.

»Doktor… ich bin schwer verletzt… Sie müssen sofort kommen!«

»Sind Sie das, Mr. Andrews?«

»Ja…«

»Wo sind Sie?«

»In meiner Wohnung… Bitte kommen Sie schnell… Man hat mich überfallen!«

»Ich mache mich sofort auf den Weg!« versprach der Arzt und legte auf.

Ein kalter Schauer überlief den Hehler. Es schüttelte ihn. Er fragte sich, was aus dem Monster geworden war. Wieso unternahm es nicht den Versuch, die Tür aufzubrechen und sein blutiges Werk zu vollenden?

Gehetzt drückt Wim Andrews auf die Gabel.

Er wollte die Polizei verständigen.

In diesem Augenblick passierte es.

Plötzlich verdunkelte sich das Fenster. Andrews hob entsetzt den Kopf. Der schwarze Totenvogel kam auf die Scheibe zugerast. Grellrot glühten seine Dämonenaugen. Sein Schädel prallte gegen das Glas, das augenblicklich klirrend zerbrach und auf den Teppich fiel. Schreiend ließ der Hehler den Hörer fallen. Der große schwarze Vogelleib schoß auf ihn zu. Der Wind des Flügelschlags strich über sein angstverzerrtes Gesicht. Die gefährlichen Vogelgreifer wühlten sich tief in seinen Hals.

Er verlor fast schlagartig das Bewußtsein.
Und kein Mensch konnte ihn in diesem furchtbaren Augenblick noch retten.

***

John Sinclair hätte ganz gern seine Freundin Jane Collins in den Fall eingespannt. Das war leider nicht möglich, denn das vielbeschäftigte Mädchen war bereits am 1. Januar von einer großen Londoner Versicherung engagiert worden. Sie sollte einen gefährlichen Brandstifter, der seit einem halben Jahr in der Stadt sein Unwesen trieb und die Versicherung bereits ein Vermögen gekostet hatte, unschädlich machen. Die in Aussicht gestellte Erfolgs-Prämie konnte sich sehen lassen, deshalb hatte Jane das Angebot sofort angenommen. Folglich fiel Janes Mitarbeit in diesem Fall von vornherein flach, und John mußte die zeitraubende Arbeit größtenteils allein tun. Nur Suko stand ihm als Hilfe zur Verfügung.
Suko, der Mann mit dem ewigen Lächeln und dem Körper eines Sumoringers, versuchte, sich so nützlich wie möglich zu machen.
John traf den Freund und Kampfgefährten vor der St. Paul's Cathedral. Suko berichtete, was er in den vergangenen Stunden getan hatte und zu welchem Ergebnis er bei seinen Ermittlungen gekommen war.
Abschließend knurrte der Hüne unzufrieden: »Wenn du mich fragst, John, dann muß ich dir sagen, daß es langsam an der Zeit ist, einen anderen Weg einzuschlagen. So kommen wir nicht vom Fleck.«
John nickte. »Okay. Mach einen konstruktiven Vorschlag.«
»Ich?« Suko sah John belämmert an. »Ich dachte, du hättest noch etwas anderes in petto.«
John lächelte schief. »So kann man sich irren, was?«
Die Freunde bogen um die nächste Ecke. Sie erreichten ein zehnstöckiges Glas-Beton-Gebäude. Es hatte zu dämmern begonnen. Die Straßenbeleuchtung wurde eingeschaltet.
Der Geisterjäger wies mit dem Daumen nach oben. »Vierter Stock.«
»Da hat Steve Murphy sein Büro?«
»Genau«, bestätigte John.
»Ehrlich gesagt, ich erwarte mir von einem Besuch bei dem Makler so gut wie nichts«, bemerkte Suko hoffnungslos.
»Er war einer der letzten, die Jacqueline Flagg lebend gesehen haben«, gab John Sinclair zu bedenken.
»Na, wenn schon. Ich bin sicher, er kann uns genausowenig helfen wie alle anderen. Wir befinden uns auf einem toten Gleis, John.«
»Kann schon sein. Aber wenn wir die Reihe erst mal durchhaben, brauchen wir uns wenigstens nicht mehr vorzuwerfen, nicht alles getan zu haben, um die Spur des geheimnisvollen Killers zu finden«,

erwiderte der Oberinspektor und betrat als erster das moderne Gebäude.

***

Der Leichenwagen bog langsam um die Ecke. Hinter den getönten Scheiben des schwarzen Wagens war kein Fahrer zu sehen. Das Fahrzeug bewegte sich von selbst. Jetzt hielt das Geisterauto an. Der Motor starb blubbernd ab. Nichts geschah. Fast schien es, als würde der Wagen hier auf jemanden warten. Zwei Mädchen in pelzgefütterten Parkas traten aus dem gegenüberliegenden Bürohaus. Das eine hatte einen braunen Bubikopf. Das andere hatte langes, sandfarbenes Haar.

»Sieh mal, da drüben«, sagte der Bubikopf und stieß das andere Mädchen mit dem Ellenbogen an. »Also, ich weiß nicht, wie es dir geht, aber wenn ich einen Leichenwagen sehe, gruselt's mir immer. Ich weiß, daß das blöd ist, aber ich kann nun mal nichts dagegen machen.«

»Mir geht es genauso. Ich glaube, jeder Mensch fürchtet sich im Unterbewußtsein vor diesen schwarzen Fahrzeugen.«

»Komm, laß uns schnell von hier weggehen«, stieß der Bubikopf nervös hervor.

»Bist du heute mit Jack verabredet?« fragte das Girl mit den sandfarbenen Haaren. »Nein. Heute ist Jim dran.«

»Wie schaffst du es bloß, die Verabredungen niemals durcheinanderzubringen?« fragte das Mädchen mit der sandfarbenen Mähne bewundernd. Die beiden hatten bereits zehn Meter zurückgelegt und vermieden es, noch einmal zur anderen Straßenseite hinüberzusehen.

»Das kann ich dir schon verraten«, antwortete der Bubikopf schmunzelnd. »Ich besitze ein kleines Büchlein. Da wird alles fein säuberlich eingetragen.«

Lachend verschwanden die Mädchen in der nächsten Seitenstraße.

Wie von Geisterhand bewegt, öffnete sich in diesem Augenblick die Hecktür des Totenwagens. Auf dem gerippten Aluminiumboden stand ein schwarzer Sarg mit silbernen Beschlägen. Ein kurzes Poltern war zu hören, und dann begann sich der Sargdeckel Millimeter um Millimeter zu heben. Langsam vergrößerte sich der Abstand zum Boden auf mehrere Zoll.

Graue Dämpfe stiegen aus dem Sarginnern, und mit ihnen kroch eine dicke, fette, häßliche schwarze Spinne heraus. Das handtellergroße Insekt mit den kalt glänzenden Augen krabbelte aus dem Leichenwagen. Es ließ sich an seinem fein gesponnenen Faden auf die Fahrbahn hinab und überquerte diese so schnell, daß man ihr mit den Augen kaum folgen konnte.

Mit einem dumpfen Knall fiel die Hecktür des Leichenwagens zu.

Knurrend kam der Motor.

Das Fahrzeug fuhr an und rollte mit geringer Geschwindigkeit die Straße entlang. Bald war es aus dem Blickfeld verschwunden.

Zurückgeblieben war eine widerliche, behaarte Spinne, die nun langsam an der Fassade des Glas-Beton-Gebäudes hinaufkroch…

***

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, sagte der Makler Steve Murphy kopfschüttelnd zu John Sinclair und Suko, die ihm in seinem modern und zweckmäßig eingerichteten Besprechungszimmer gegenübersaßen. Der dunkelbraune Nadelstreifenanzug lag eng um seine schmale Taille. »Wir hatten uns so gut unterhalten, Jacqueline und ich. Sie sprach unter anderem von einer Liegenschaft, die sie zu verkaufen gedachte. Ich machte ihr das Angebot, mich um die Sache zu kümmern, und wir waren uns im Prinzip einig.«

»Ein recht nüchternes Gespräch für eine Silvesterparty, finden Sie nicht?« fragte John.

»Wir haben natürlich nicht nur über geschäftliche Dinge gesprochen«, sagte Murphy lächelnd. Aus dem Nebenzimmer war das Geklapper einer elektrischen Schreibmaschine zu hören. Dort schrieb Murphys Sekretärin die Briefe, die ihr der Makler im Laufe einer Stunde diktiert hatte.

»Worüber haben Sie mir Mrs. Flagg sonst noch gesprochen?« wollte Suko wissen.

»Zunächst redeten wir über ihren Mann. Den Ärmsten hat ein tragisches Schicksal ereilt, wie Sie wissen. Jacqueline war über seinen Tod noch nicht ganz hinweg. Sie drohte in eine tiefe Melancholie zu verfallen. Es kostete mich sehr viel Mühe, sie davon zu überzeugen, daß ihr Mann sich bestimmt freuen würde, wenn sie sich ein wenig amüsiert. Wir tranken einige Gläschen zusammen. Das tat ihr gut. Sie wurde allmählich etwas gelöster. Doch plötzlich war mir, als hätte ich gesehen, wie sie erschrak.«

»Sie erschrak ohne Grund?« fragte John Sinclair aufhorchend.

Der Makler wiegte den Kopf. »Nun, vielleicht ist erschrecken nicht das richtige Wort, Oberinspektor…«

»Wie haben Sie es bemerkt?« fragte Suko. »Zuckte Mrs. Flagg heftig zusammen? Veränderte sich ihre Miene? Der Ausdruck ihrer Augen?«

»Sie war auf einmal irgendwie fahrig«, erinnerte sich Steve Murphy. »Wie soll ich Ihnen das erklären? Jacqueline war plötzlich nicht mehr richtig bei der Sache.«

»Kann sie jemanden entdeckt haben, der diese Reaktion bei ihr hervorrief?« fragte John.

»Schon möglich.«

»Ich welche Richtung blickte sie, als sie erschrak?« forschte John Sinclair weiter.

»Ich hatte den Eindruck, sie würde ins Leere starren«, antwortete Murphy.

»Sprachen Sie sie darauf nicht an? Fragten Sie sie nicht, was mit ihr los wäre?« wollte Suko wissen.

»Das wollte ich, aber da bat sie: ›Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen wollen.‹ Ich sagte: ›Aber selbstverständlich.‹ Und sie: ›Ich bin gleich wieder hier.‹ Dann stellte sie ihr Glas auf den Kaminsims und verließ die Halle. Mir kam sie vor wie eine Schlafwandlerin. Ich hatte den Eindruck, sie würde sich wie in Trance bewegen.«

Johns Blick wurde stechend. »Warum haben Sie mir davon nicht gleich in jener Nacht erzählt, Mr. Murphy?«

»Mein Gott, wir waren doch alle so maßlos durcheinander. Nachdem das mit Jacqueline passiert war, konnte ich doch keinen klaren Gedanken fassen. Da unterhält man sich mit einem Menschen. Er entschuldigt sich für einen Moment und kommt nicht mehr wieder, weil er das Opfer eines schrecklichen Monsters wurde. Mir kam erst gestern, im Laufe des Tages, zum Bewußtsein, was ich bemerkt hatte.«

»Warum haben Sie mich nicht sofort angerufen?« fragte John vorwurfsvoll.

»Ich dachte, das wäre nicht weiter von Bedeutung. Oder bringt es Sie in Ihren Ermittlungen voran?«

John überhörte die Gegenfrage. Nachdenklich sagte er: »Jacqueline Flagg muß also einen Befehl von draußen empfangen haben. Ihr Mörder nahm telepathischen Kontakt mit ihr auf und lockte sie auf diese Weise aus dem Haus. Draußen wartete er auf sie und fiel über sie her, als sie ihm gegenübertrat.« Der Geisterjäger sah Steve Murphy ernst an. »Das bringt mich zwar keinen Schritt weiter, aber es schafft Licht in das verdammte Dunkel, das diesen rätselhaften Mordfall umgibt.«

»Welches Motiv kann der Mörder gehabt haben?« fragte der Makler, während er sich eine Zigarette anzündete und den Rauch an John vorbeiblies.

»Dämonen morden manchmal aus reinem Vergnügen«, sagte John grimmig. »Dennoch will ich das in diesem Fall nicht annehmen. Ich glaube, der Mord geschah aus Gewinnsucht. Immerhin ist das teure Smaragdkollier des Opfers spurlos verschwunden. Wir werden bestimmt mehr wissen, sobald das Halsband irgendwo in dieser Stadt wieder auftaucht.«

Das Klappern der Schreibmaschine verstummte nebenan.

John glaubte, einen tiefen Seufzer zu hören.

Und dann fiel etwas mit einem dumpfen Laut zu Boden.

Der Geisterjäger war sofort auf den Beinen. Er jagte mit langen Sätzen quer durch den Raum und erreichte die Tür, hinter der sich Steve Murphys Sekretärin befinden mußte. Auch der Makler war aufgesprungen. Er sah John Sinclair verdattert an, wußte nicht, was er vom Sturmlauf des Oberinspektors halten sollte, denn er hatte nichts vernommen.

John wollte die Tür aufstoßen, doch er schaffte es nicht. Mit vollem Schwung prallte er gegen das harte Holz der Tür. Ein glühender Schmerz zog sich von der Schulter abwärts durch seinen Arm. Nebenan war ein unheimliches Zischen zu hören.

»Wieso geht die Tür nicht auf?« rief Steve Marphy verdutzt. »Niemand hat sie abgeschlossen.«

Suko eilte zu John.

»Was ist denn überhaupt passiert, Oberinspektor?« wollte der Makler wissen.

Nebenan fiel krachend ein Stuhl um. Das entging auch Murphy nicht. Er lief nun ebenfalls zu John. »Susan!« rief er den Namen seiner Sekretärin. »Susan! Mein Gott, so antworten Sie doch! Susan, was ist mit Ihnen?«

Suko legte John seine klobige Hand auf die Brust und drückte ihn ein Stück von der Tür weg. »Darf ich mal?« fragte er, und er schob auch den Makler beiseite, um einen kurzen Anlauf nehmen zu können. Vier Schritte ging er zurück. Dann rollte er wie eine Bombe heran. Seine Miene wirkte versteinert. Die geballte Kraftladung explodierte an der Tür. Diesem ungestümen Ansturm war das Holz nicht gewachsen. Es zersplitterte. Die Tür flog auf und knallte an die Wand.

Murphy fuhr sich mit zitternden Händen an die bebenden Lippen.

Der Raum war total verwüstet.

»Jesus, wer hat das getan?« schrie der Makler entsetzt.

John und Suko schnellten vorwärts. Gemeinsam suchten sie nach dem Kerl, der hier so fürchterlich gewütet hatte. Auf dem Schreibtisch herrschte ein unüberschaubares Chaos. Alle Blätter waren in Unordnung, waren zerknüllt oder zerfetzt. Die Schreibmaschine lag auf dem Boden. Die elektrische Kaffeemaschine ebenfalls. Sämtliche Ordner waren aufgerissen. Bilder von Murphys Objekten – in die er sich verliebt hatte, weil sie ihm ein Vermögen eingebracht hatten – waren von der Wand gerissen und zertrümmert worden.

»Susan!« rief Murphy. Sein Gesicht war bleich. Er war bis zum Türrahmen vorgerückt, setzte seinen Fuß jedoch nicht in den verwüsteten Raum. John begrüßte das, denn Murphy wäre ihnen hier drinnen nur im Weg gewesen. »Wo um alles in der Welt ist Susan?«

»Hier«, knurrte Suko mit zusammengepreßten Zähnen.

Das brünette Mädchen lag im Garderobenschrank.

Johns Freund eilte zu ihr. Seine Hand legte sich auf ihren Hals. Er

tastete nach dem Puls des Girls und hob gleich darauf den Blick. John Sinclair sah den Chinesen an.

»Wie steht es um sie?« fragte der Geisterjäger ernst.

»Sie scheint nur ohnmächtig zu sein«, antwortete Suko.

John drehte sich zu Murphy um. »Könnten Sie sich um Susan kümmern?«

Der Makler nickte hastig. »Ja. Ja, natürlich.« Zaghaft betrat er den Raum. Dabei fiel sein Blick auf den mannshohen Safe in der Ecke. Die dicke Stahltür war sperrangelweit offen. Sämtliche Fächer waren leer.

Murphy vergaß für einen Moment seine Sekretärin. Er faßte sich verdattert ans Herz, wankte und lehnte sich stöhnend an die Wand. »Lieber Himmel…«

Johns Augen folgten Murphys fieberglänzendem Blick.

»Was hat sich in dem Safe befunden?« fragte der Geisterjäger dann.

»Achtzigtausend Pfund«, gurgelte Murphy verstört. »Ich wollte sie heute noch zur Bank bringen.«

Suko hastete zur zweiten Tür. Er vermutete, daß der Gangster hier hereingekommen war, während sie sich mit Murphy im Besprechungszimmer aufgehalten hatten. John hatte eine andere Idee. Das Fenster war halb offen. Und das mitten im Winter. Susan trug einen dünnen Pulli. Das paßte nicht zusammen, denn draußen war es kalt.

John begab sich deshalb schnell zum Fenster.

Indessen kümmerte sich Steve Murphy um seine Sekretärin. Er griff nervös unter ihre Arme und zerrte sie aus dem Schrank. Er hob sie hoch und trug sie zu einem Zweisitz-Sofa. Er legte sie darauf. Ihre schlanken Beine hingen über den gepolsterten Rand. Er tätschelte unentwegt ihre blassen Wangen, fühlte sich selbst einer Ohnmacht nahe, flüsterte immer wieder den Namen des Mädchens und hatte heftige Schweißausbrüche.

John erreichte das Fenster.

Er warf einen Blick nach draußen.

Fast hätte er sie übersehen. Sie war so groß wie ein zwölfjähriger Junge, hatte einen schwarzen, behaarten Körper und lange, krumme Beine. Sie schleppte einen Kokon mit sich, in den die ganze Beute eingehüllt war… Eine räuberische Spinne!

***

John Sinclair und Suko stürmten aus dem Raum. Sie wollten die Geisterspinne nicht entkommen lassen.

Inzwischen kümmerte sich der Makler weiter um seine bewußtlose Sekretärin. »Susan! Mein Gott, Susan, so wachen Sie doch wieder auf. Ich werde langsam wahnsinnig…«, stöhnte Murphy verzweifelt. Er eilte in den angrenzenden kleinen Waschraum, in dem nur Platz für

ein winziges Waschbecken, einen Spiegel und einen Handtuchhalter war.

Hastig riß er das Handtuch an sich.

Er tränkte es mit eiskaltem Wasser, kehrte zu dem Mädchen zurück, legte ihm das Handtuch auf die Stirn. Es zuckte leicht zusammen. Murphys Herz schlug sofort schneller. Eine erste Reaktion!

»Susan!« rief er sogleich wieder. »Susan, bitte kommen Sie zu sich!«

Die Lider des Mädchens flatterten, und einen Augenblick später sah es seinen Chef verwundert an. »Mr. Murphy«, sagte es mit tonloser Stimme.

»Herrgott noch mal, haben Sie mir einen Schreck eingejagt.«

Sie sah das Chaos und erinnerte sich sofort wieder. Ihr Gesicht nahm eine milchige Färbung an.

»Was ist geschehen?« fragte Murphy mit vibrierender Stimme.

Dasselbe fragte ihn Susan mit den Augen.

Deshalb sagte er gepreßt: »Die achtzigtausend Pfund sind weg. Und sämtliche Verträge… Überhaupt alles, was sich im Safe befunden hat.«

Susan faßte sich an die Stirn. »Kann ich ein Glas Wasser haben?«

»Sofort.« Murphy eilte in den kleinen Waschraum. Susan setzte sich ächzend auf. Der Boden schien zu schaukeln. Auch die Wände hielten nicht still, waren ständig in Bewegung. Das Mädchen hörte nebenan das Wasser rauschen. Und dann erschien Murphy wieder. An dem Glas, das er bis an den Rand gefüllt hatte, hingen glänzende Wassertropfen.

Susan nahm es vorsichtig entgegen. »Danke, Chef.« Sie trank es aus und stellte es weg.

»Und nun erzählen Sie«, verlangte Murphy voll brennender Ungeduld.

»Ich schrieb die Briefe, wie Sie's mir aufgetragen hatten…«, begann das Mädchen heiser. »Da merkte ich plötzlich, daß es hier drinnen empfindlich kalt wurde. Die Kälte kam vom Fenster her und strich mir über den Rücken. Ich drehte mich um und stellte fest, daß das Fenster offen war, wie es jetzt immer noch ist. Ich machte mir deswegen keine weiteren Gedanken, wollte aufstehen und das Fenster schließen. Dabei fiel mir die Spinne auf…«

»Eine Spinne?« fragte der Makler verwirrt.

Susan nickte langsam. »Sie saß dort auf dem Boden und starrte mich mit ihren schwarzen Augen durchdringend an. Ich hatte plötzlich wahnsinnige Angst vor dem Tier. Außerdem ekelte ich mich maßlos vor dem schwarzen Insekt.«

»Wie groß war das Biest denn?« wollte Murphy wissen.

»Handtellergroß.«

»Und diese Spinne soll für dieses Chaos hier verantwortlich sein?« fragte Murphy ungläubig. »Das kann ich mir nicht vorstellen, Susan.«

»Sie hypnotisierte mich mit ihren widerlichen schwarzen Augen, Chef.«

Murphy schüttelte ungläubig den Kopf. »Eine handtellergroße Spinne…«

»Sie wuchs, Chef«, sagte Susan hastig. »Es kam mir erst zum Bewußtsein, daß sie wuchs, als sie bereits die doppelte Größe erreicht hatte. Und sie hörte selbst dann noch nicht zu wachsen auf…«

»Ich war nebenan«, sagte Steve Murphy vorwufsvoll. »Warum haben Sie nicht um Hilfe gerufen?«

»Das wollte ich ja tun…«

»Aber?«

»Die Spinne ließ es nicht zu.«

»Wollen Sie mir einreden, die Spinne beherrschte Ihren Geist?«

»Genauso war es, Chef. Ich war nur noch in der Lage, das zu tun, was diese rätselhafte Spinne von mir verlangte. Oh, Chef, es tut mir ja so schrecklich leid… Ich bekam von diesem Wesen den Befehl, den Safe aufzumachen. Ich… ich mußte es tun. Ich wollte mich verzweifelt gegen diesen Befehl wehren. Es ging nicht. Ich mußte gehorchen. Nachdem ich die Safetür geöffnet hatte, wandte ich mich nach dem scheußlichen Insekt um. Ob Sie's mir glauben oder nicht, Chef, die Spinne hatte unterdessen die Größe eines zwölfjährigen Kindes erreicht. Mir blieb vor Schreck das Herz fast stehen. Das Biest ging auf mich los. Ich weiß nicht mehr genau, was passierte. Jedenfalls spürte ich plötzlich einen stechenden Schmerz in meinem Nacken, und dann war alles vorbei.«

Murphy beugte sich über das Mädchen. »Lassen Sie mal sehen.«

Susan hob ihr Haar, und nun konnte der Makler sehen, daß sie die Wahrheit gesagt hatte.

Da war eine stark gerötete, angeschwollene Bißwunde.

So groß, daß sie unmöglich von einer handtellergroßen Spinne stammen konnte.

***

Da sie nicht wußten, welchen Weg die Geisterspinne eingeschlagen hatte, trennten sie sich.

John Sinclair jagte in eine finstere Seitenstraße hinein. Er war außer Puste. Die Spinne hatte einen großen Vorsprung, und es war fraglich, ob es dem Geisterjäger oder Suko gelingen würde, sie doch noch zu stellen.

John kam an zwei prall gefüllten Mülleimern vorbei. Daneben stand ein uralter Lüster, dessen Glashauben allesamt zerbrochen waren. Blitzschnell schraubte der Oberinspektor die armlange Lüsterstange ab. Dann eilte er weiter.

Zahllose Gedanken wirbelten durch seinen Kopf.

Der Mord an Jacqueline Flagg war von einem kraftstrotzenden Monster verübt worden. Und nun war von einer Riesenspinne Steve Murphys Safe ausgeraubt worden. Dieses zweite Verbrechen bestätigte John Sinclair nur noch mehr in seiner Annahme, daß Jacqueline Flagg aus reiner Gewinnsucht umgebracht worden war.

Zwei Monster!

Gab es in London jemanden, der diese Scheusale für seine verwerflichen Zwecke benutzte? Hatte sich jemand diese Bestien Untertan gemacht, damit sie für ihn diese Verbrechen begingen?

John hatte keine Gelegenheit, über all diese Dinge weiter nachzudenken. Er vernahm in diesem Augenblick ein gefährliches Zischeln. Es gab keine Beleuchtung in dieser schmalen Straße, die insgesamt nur dreißig Meter lang war und dann vor einer schäbigen Backsteinmauer endete.

Johns Augen hatten sich bereits an die herrschende Dunkelheit gewöhnt. Er gewahrte in diesem Moment eine schnelle Bewegung. Etwas schoß auf ihn zu.

Die Spinne!

Das Höllentier griff ihn wütend an. Vom Kokon, den sie aus dem Büro des Maklers geschleppt hatte, war nichts mehr zu sehen.

John schlug mit der handlichen Metallstange zu, als das Untier auf Reichweite an ihn herangekommen war. Er traf die langen Beine der ekelerregenden Spinne. Das hörte sich an, als würde Metall auf Metall schlagen. Die Spinne blieb unverletzt. John wich zurück. Das Rieseninsekt setzte ihm nach. Er sah die kohleschwarzen Augen, die ihn mordlüstern anfunkelten, sah die zuckenden Freßwerkzeuge, die es anscheinend nicht mehr erwarten konnten zuzubeißen, und stieß mittenhinein in das abscheuliche Spinnenmaul.

Das Insekt biß augenblicklich zu.

Ein schrilles Knirschen. Johns »Waffe« war um gute zehn Zoll kürzer.

Jetzt erst erkannte John Sinclair in vollem Umfang, wie gefährlich diese schwarze Bestie war. Sie stieß wieder dieses eigenartige Zischeln aus. John spürte, wie sie über seinen Geist Gewalt bekommen wollte. Er kämpfte hart gegen diese telepathischen Attacken an. Da er über einen wesentlich widerstandfähigeren Willen als zum Beispiel Murphys Sekretärin verfügte, schaffte es das gefährliche Wesen aus dem Schattenreich nicht auf Anhieb, die Befehlsgewalt über ihn zu erlangen.

Diese Niederlage machte die Spinne offensichtlich wütend.

Sie griff sofort wieder an.

John drosch ihr die verkürzte Metallstange zwischen die kalt glänzenden Augen. Funken spritzten auf. Doch die gefährliche Bestie war auf diese Weise nicht zu stoppen.

Ihre behaarten Vorderbeine zuckten auf den Geisterjäger zu.

John kassierte einen verdammt harten Schlag gegen die Hüfte, der ihn weit zurück und gegen die Hausmauer warf. Die nächste Spinnenattacke galt seinen Beinen. Er versuchte zu fliehen, doch die Mörderspinne war schneller als er. Mit einem gewaltigen Ruck riß sie ihm die Beine unter dem Körper weg. Er landete auf dem Asphalt.

Das Untier schoß sogleich vorwärts.

Schon war das Monster über ihm.

Der Geisterjäger stemmte sich atemlos gegen ihren harten Körper. Er versuchte, sie mit den Beinen von sich zu drücken, doch die Bestie schien zentnerschwer zu sein. Er konnte sie keinen Millimeter vom Fleck drücken. Ihre zuckenden Freßwerkzeuge näherten sich seinem schweißbedeckten Gesicht. John verlor die Metallstange, die klimpernd über den Boden rollte.

Es sah verdammt übel für John Sinclair aus…

***

Suko hörte ein Geräusch und blieb wie angewurzelt stehen. Der Hüne mit den Schlitzaugen spannte seine gewaltigen Muskeln und ballte die klobigen Hände zu granitharten Fäusten. Vorsichtig tappte er auf die finstere Mauernische zu, von wo das schabende Geräusch zu kommen schien. Sein träges Chinesenblut geriet kein bißchen in Wallung. Er war ganz Herr der Lage. Es gab kaum etwas, das John Sinclairs Freund und Kampfgefährten aus der Fassung bringen konnte.

So leise, wie man es dem massigen Brocken niemals zugetraut hätte, bewegte sich Suko auf die Nische zu.

Dann ein weiter, federnder Sprung.

Seine Fäuste schossen in die Dunkelheit hinein und packten blitzartig zu. Ein krächzender Schrei. Dann zappelte etwas in der Finsternis. Zwei kleine Fäuste rasten auf Sukos Kinn zu, er nahm den Kopf rasch zurück, und die Fäuste wischten an seinem Pfannkuchengesicht vorüber.

Jetzt konterte der Chinese. Beinhart und schwungvoll. Ein Jammerlaut flog ihm entgegen, und dann kippte ein dünner, angeschlagener Kerl aus der schwarzen Dunkelheit auf ihn zu. Suko fing den Mann, der in zerfledderte Kleider gehüllt und unrasiert war, mit einer Hand auf.

Aus der spitzen Nase des Fremden tropfte Blut.

»Sagen Sie mal, sind Sie sicher, daß Sie noch alle Streusel am Kuchen haben?« begehrte der Dünne wütend auf. »Was fällt Ihnen ein, über mich herzufallen und mich zu verprügeln? Was habe ich Ihnen getan?«

»Wieso versteckst du dich in dieser Nische?« fragte Suko schneidend.

»Was geht Sie das denn an, he?«

»Nicht so vorlaut, Kleiner, sonst gibt’s was auf die Schneidezähne!«

»Verdammt noch mal, was wollen Sie von mir?«
»Ich habe dich etwas gefragt, Kamerad.«
»Na schön, wenn Sie's unbedingt wissen müssen: Ich habe hier mein Wasser abgeschlagen. Stört Sie das? Wenn Sie mir nicht glauben – dort ist die Lache.«
Suko entspannte sich. »Kannst du mir verzeihen?«
»Zum Teufel, Sie haben mir die Nase kaputtgeschlagen!«
Suko griff in die Tasche und holte ein paar Banknoten heraus. Er stopfte sie dem Schäbigen in die Hand und sagte: »Hier. Kauf dir eine neue.«
Der Dünne blickte auf das Geld, und seine Augen fingen zu strahlen an. Alles war vergeben und vergessen. »Mensch!« stieß er aufgeregt hervor. »Soviel kann eine neue Nase doch gar nicht kosten.«
»Um so besser für dich. Für den Rest kannst du dir ja eine Flasche Schnaps zulegen. Nichts für ungut, okay?«
»Lassen Sie nur. Ein solches Mißgeschick kann jedem mal passieren.«
»Kommst du aus dieser Richtung?« erkundigte sich Suko. Er wies mit dem Kinn die Straße entlang.
»Ja«, erwiderte der Dünne.
»Ist dir jemand begegnet?«
»Nein.«
»Ich rede nicht von einem Menschen«, sagte Suko.
»Nicht mal ein Hund kam mir in die Quere.«
»Auch keine Spinne?«
Der Dünne wischte sich das Nasenblut in den Mantelärmel und griente. »Wer schert sich schon um eine Spinne, Meister?«
Suko legte seine Hand waagrecht an die Hüfte. »Die Spinne, von der ich rede, ist ungefähr so groß.«
Der Dünne schüttelte verwundert den Kopf. »Die wäre mir ganz bestimmt aufgefallen.«
»Nochmals«, sagte Suko. »Nichts für ungut.«
»Das geht schon in Ordnung, Sir. Viel Spaß bei der Spinnenjagd.«
Suko eilte weiter. Der Dünne fing leise zu lachen an. »Aus welcher Nervenheilanstalt mag der bloß entsprungen sein? Hat ja einen gehörigen Zacken weg, der Riese.« Der Bursche zuckte mit den Achseln. »Wenn schon. Sein Bier. Er muß damit leben.« Er stutzte. »Oder hat er mich auf den Arm genommen?«
Der Schäbige grübelte nicht länger weiter.
Er hatte Geld, das ihm ein Loch in die Tasche brannte, wenn er es nicht schnell genug unter die Leute brachte. Hastig machte er sich auf den Weg zur nächsten Kneipe.
Suko umrundete den Block und hörte plötzlich das Klimpern einer Eisenstange. Gleichzeitig vernahm er, wie jemand ziemlich heftig atmete. Mit weiten Sätzen jagte er auf die Atemgeräusche zu. Er

tauchte in die Dunkelheit einer kurzen Straße ein.

Als er John Sinclair auf dem Boden liegen sah, zog sich seine Kopfhaut schmerzlich zusammen.

Noch etwas entdeckte Suko im selben Moment: Die Spinne, die in dieser Sekunde drauf und dran war, dem Geisterjäger mit einem schnellen Todesbiß ein schmerzvolles Ende zu bereiten.

***

»John!« brüllte Suko aus vollem Halse.

Durch den harten Insektenleib ging ein wütender Ruck. Das Untier fühlte sich gestört, war einen kurzen Augenblick irritiert. Suko überlegte keine Sekunde. John war in Gefahr, und er war jederzeit bereit, sein Leben für John aufs Spiel zu setzen. Er war entschlossen, sich total für den Geisterjäger einzusetzen.

Mit stampfenden Schritten kam der Chinese angeschnauft. Es war ihm gleichgültig, wie groß die Gefahr war, in die er sich nun selbst begab. Für ihn zählte nur Johns Leben. An sein eigenes dachte er in diesen Sekunden nicht.

Der Geisterjäger knöpfte mit flinken Fingern Mantel, Jackett und Hemd auf.

Er trug meist ein großes silbernes Kreuz um den Hals. Es hatte ihm schon aus zahlreichen ausweglos scheinenden Situationen herausgeholfen, und er hoffte, daß es auch diesmal seine Wirkung nicht verfehlte.

Die Spinne war nur wenige Lidschläge lang abgelenkt. Diese kurze Zeitspanne reichte für John jedoch, um das Silberkreuz freizulegen. Als sich das behaarte Biest dann mit den tödlichen Freßwerkzeugen auf seine Kehle stürzen wollte, entdeckte es das Kreuz. Aus seinem Leibesinnern drang ein seltsames Knirschen und Knistern.

John traute seinen Augen nicht.

Der Anblick seines Silberkreuzes brachte die Spinne zum Schrumpfen. Er versetzte ihr einen kraftvollen Tritt. Ihr Körper war nicht mehr zentnerschwer und auch nicht mehr steinhart. Sie flog in hohem Bogen durch die Luft.

Suko erreichte John.

Der Chinese streckte dem Geisterjäger seinen kräftigen Arm entgegen. John griff zu. Suko riß den Freund auf die Beine. Die Spinne schoß über den dunkelgrauen Asphalt. Von Sekunde zu Sekunde schrumpfte sie mehr zusammen. John Sinclair jagte hinter dem Untier her. Sein Fuß flog nach vorn. Er wollte das auf Handtellergröße geschrumpfte Insekt mit dem Absatz zertreten, doch die Spinne schlug einen blitzschnellen Haken und rettete sich in der nächsten Sekunde in einen Gully, in dem sie auf Nimmerwiedersehen verschwand.

»Verdammt!« zischte John. »Sie hätte mir nicht entwischen dürfen.«

»Du solltest das Gute an der Sache sehen«, riet der Chinese dem Geisterjäger.

»Das Gute?«

»Du hast überlebt«, meinte Suko grinsend.

»Wenigstens etwas, nicht wahr?« grollte John.

Die Freunde suchten Yard um Yard nach jenem Kokon ab, in dem sich neben vielen wichtigen Papieren auch achtzigtausend Pfund befanden. Doch ihre Mühe wurde nicht belohnt. Enttäuscht kehrten sie in Steve Murphys Büro zurück.

Susan ging es bereits etwas besser.

Der Makler versuchte, in das Chaos Ordnung zu bringen. Das Mädchen half ihm dabei.

»Achtzigtausend Pfund«, jammerte Murphy unentwegt. »Verflucht, das ist ein Schlag, von dem ich mich sehr lange nicht erholen werde.«

»Ich will versuchen, Ihnen Ihr Geld wiederzubeschaffen«, sagte John.

Der Makler richtete sich mit großen Augen auf. »Im Ernst, Oberinspektor? Also wenn Sie das wirklich schaffen, bin ich bereit, Ihnen dafür zehn Prozent der Summe zu überlassen.«

John schüttelte den Kopf. »Ich bekomme mein Geld von Scotland Yard, Mr. Murphy. Aber mit Ihrem Einverständnis würde ich den Betrag an die Polizeiwaisen weitergeben.«

»Es wäre Ihr Geld. Sie könnten selbstverständlich darüber nach Belieben verfügen.«

Da John Sinclair und Suko in Murphys Büro nicht mehr gebraucht wurden, verabschiedeten sie sich von dem Makler und dessen Sekretärin.

In einer kleinen Cafeteria ging der Geisterjäger dann in Gedanken seine Namensliste durch. »Wir haben beinahe alle Partygäste überprüft«, sagte er anschließend zu Suko, der eine Cola schlürfte.

»Wer fehlt noch?« wollte der Chinese wissen.

»Abe Warrington, der Wirtschaftstreuhänder, und seine Frau Agatha. Jerry Mingoon und seine Schwester Georgina. Und last not least: April Asher, die Schauspielerin, mit der Lionel Haggart kurze Zeit liiert war.«

Suko machte mit dem feuchten Flaschenboden Kreise auf den Tisch. »Die Asher und Haggart passen meiner Ansicht nach überhaupt nicht zusammen.«

»Vermutlich hat ihm das Mädchen deshalb auch sehr bald schon wieder den Laufpaß gegeben«, sagte John.

»Ich hab’ sie neulich in einer Familienshow gesehen. Sie war phantastisch.«

John lachte. »He, he. Der gewaltige Suko fängt doch nicht etwa wie ein Primaner zu schwärmen an.«

Der Chinese grinste breit. »Suko ist schließlich auch nur ein Mann.«

John schüttelte den Kopf und sagte feixend: »Wer hätte das gedacht.«

***

April Asher kam hundemüde nach Hause.

Sie schlüpfte aus ihren hochhackigen Pumps, in denen sie ohnehin vor Schmerz kaum laufen konnte, begab sich ins Wohnzimmer und knipste alle Lichter an. Zur Erfrischung goß sie sich einen Drink ein. Seufzend ließ sie sich in einen jadegrünen Sessel fallen. Sie drückte das Whiskyglas an ihre Wange und ärgerte sich, weil sie sich von ihrem Agenten hatte breitschlagen lassen, die Werbespots fürs Fernsehen zu machen.

In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nie so hart arbeiten müssen.

Eine richtige Plackerei war das.

Und als Nichtraucherin zu rauchen, war auch nicht gerade eine Kleinigkeit. Sie hatte tagelang geübt, damit sie sich vor der Kamera nicht blamierte. Mehr als einmal war ihr dabei schlecht geworden, und sie hatte zahlreiche Mahlzeiten ausgelassen, obwohl sie das gar nicht nötig gehabt hätte, denn ihre Figur war makellos.

Das heißt, jetzt war sie das nicht mehr so ganz. Sie hatte mehrere Pfunde abgenommen.

Hinzu kam auch noch der Ärger mit dem unmöglichen Regisseur, dem grundsätzlich nichts paßte, was April machte. Es war zwischen ihm und der attraktiven rothaarigen Schauspielerin bereits zweimal zu einem heftigen Streit gekommen, bei dem die Fetzen flogen.

April Asher hatte beim zweitenmal wutentbrannt gedroht, den ganzen verdammten Kram hinzuschmeißen. Zum Glück war ihr Manager gerade im Studio gewesen. Er hatte eine halbe Stunde auf sie eingeredet, hatte ihr verständlich zu machen versucht, wie ungeheuer wichtig die Spots für sie wären. Die hierfür geschriebenen Texte wären gescheit und witzig, sagte er, und würden gewiß sehr viel dazu beitragen, ihre Popularität noch schneller als bisher zu vergrößern. Bald würde jedermann sie kennen. Bald würden Angebote eintrudeln, nach denen sich ihre Kolleginnen die Finger leckten. Natürlich, sagte der wortgewandte Agent, wäre es der lausigste Job, den April jemals getan hätte. Aber sie hatte ihm selbst gesagt, daß sie bereit wäre, für den Erfolg bis zum Umfallen zu arbeiten. Nun, diese Gelegenheit hatte sie jetzt. Der Erfolg würde sich einstellen, sobald die Spots abgedreht und gesendet würden. So lange müsse April wohl oder übel durchhalten.

April trank ihr Glas leer und stellte es auf den gläsernen Beistelltisch.

Jetzt wünschte sich das Mädchen eine heiße Dusche, die den Ärger des Tages aus ihren Poren herauswaschen würde. Kein Radio mehr. Kein Fernsehen. Kein Buch. Keine Illustrierte. April sehnte sich nur noch nach dem erquickenden Schlaf, denn morgen ging die harte

Plackerei ja wieder weiter.
Morgen.
Wie es aussah, sollte es für April Asher kein Morgen mehr geben.
Doch davon ahnte das hübsche Mädchen zu diesem Zeitpunkt noch nichts…

***

Die Warringtons, die Mingoons und April Asher hoben sich John Sinclair und Suko für den nächsten Tag auf. Danach konnten sie die Namensliste ad acta legen. John hoffte, wenigstens von einer dieser Personen einen Hinweis zu bekommen, mit dem sich etwas anfangen ließ. Während Suko nach Hause fuhr, kreuzte John noch mal kurz im Yard auf.
Glenda Perkins, seine Sekretärin, war natürlich nicht mehr im Haus. Es war schließlich einundzwanzig Uhr dreißig. John setzte sich an seinen mächtigen Schreibtisch und machte sich auf einem Blatt Papier einige Notizen. Jeder Juwelier in London wußte, daß Scotland Yard das Kollier von Jacqueline Flagg suchte. John hatte veranlaßt, daß man diese Leute von der Fahndung in Kenntnis setzte. Sobald das wertvolle Schmuckstück bei einem der Juweliere auftauchte, würde im Yard das Telefon klingeln, denn kein seriöser Geschäftsmann würde sich an dieser heißen Ware die Finger verbrennen wollen.
Neben dem Telefon lag der Bericht der Spurensicherung.
Man hatte sich um die Glasscherben gekümmert, die John auf der Straße vor Oskar Nolans Grundstück entdeckt hatte.
Splitter eines zerbrochenen Scheinwerferglases waren es, stand in dem Bericht. Vermutlich von einem Wagen des Typs Ford. Älteres Modell. Wie diese Splitter auf die Straße gekommen waren, hatten die Spezialisten nicht herausbekommen. Möglicherweise sei jemand angefahren worden, hieß es in dem Bericht.
»Angefahren«, murmelte John und legte das Blatt beiseite. Er drehte in Gedanken das Rad der Zeit kurz zurück und versetzte sich noch einmal in die Silversternacht, in der er – das mußte er sich selbst zu seiner Schande eingestehen – keine besonders gute Figur gemacht hatte.
Das Monster hatte ihn mit dem Schößling niedergeschlagen und hatte die Flucht anschließend fortgesetzt.
In Richtung Straße?
Wenn ja, dann war es vielleicht diese Bestie gewesen, die von einem Autofahrer gerammt worden war. Sollte diese Überlegung stimmen, dann gab es außer John noch einen lebenden Zeugen, der die Bestie kurz nach der Tat gesehen hatte.
Wenn die Person sich aber nicht selbst meldete, würde man sie wohl niemals ausforschen können.

John beschloß, das Kollier im Fernsehen und in den Zeitungen der breiten Öffentlichkeit zu präsentieren. Er wollte damit erreichen, daß nicht nur die Londoner Juweliere ihre Augen nach dem wertvollen Halsband offenhielten, sondern jedermann in dieser Stadt.

Er setzte sich sofort mit den Kollegen, die Nachtdienst hatten, in Verbindung. Sie versprachen ihm, sich der Sache sogleich anzunehmen, und er konnte sicher sein, daß sie die Angelegenheit in seinem Sinne erledigten.

Aufatmend legte er den Hörer auf die Gabel.

Er wollte nur noch eine Entspannungszigarette rauchen und dann nach Hause fahren.

Doch das hartherzige Schicksal hatte die Weichen bereits anders gestellt.

***

Der Antiquitätenladen befand sich in der Holland Street.

Georgina Mingoon richtete sich ächzend hinter dem Schreibtisch auf. Sie warf durch ihre dicken Brillengläser einen kurzen Blick auf die Wanduhr, die im Büro des Antiquitätengeschäftes über der Tür hing.

21.30 Uhr.

Georgina brannte sich eine Camel an und blies den Rauch über den Tisch, auf dem sich eine Menge Rechnungen häufte. In einer Woche wollte der Buchprüfer vorbeikommen. Bis dahin mußten die Geschäftsbücher in Ordnung gebracht werden. Das war Schwerstarbeit, denn bislang hatte Georgina die Zügel in dieser Hinsicht ziemlich gewissenlos schleifenlassen.

Georgina Mingoon war ein ganz und gar unattraktives Mädchen. Sie hatte blondes, strähniges Haar, dicke, aufgedunsene Wangen und war für ihre Größe viel zu schwer. Außerdem roch sie ständig nach Schweiß. Um diesen Geruch zu übertönen, verwendete sie süßliche Deodorants, die das Ganze aber noch schlimmer machten.

Der Antiquitätenladen gehörte Georgina zusammen mit ihrem Bruder.

Jerrys Aufgabe war es, wertvolle Schätze aufzutreiben, für die Liebhaber alter Sachen bereit waren, ein Vermögen hinzublättern. Georgina war manchmal verblüfft, wie Jerry es anstellte, um an die Kunstgegenstände heranzukommen, die außer ihm keiner erwischen konnte.

Georginas Job war es, die Verwaltungsarbeit zu erledigen.

Da sie das in den letzten Monaten aber mehr schlecht als recht gemacht hatte, war sie mit ihrer Arbeit ins Hintertreffen geraten. Es hatte deshalb zwischen ihr und Jerry mehrere harte Auseinandersetzungen gegeben, da sich jetzt der Buchprüfer angemeldet hatte und Jerry Mingoon nicht länger die Faulheit seiner

Schwester unterstützen wollte. Bisher hatte er ihr immer wieder geholfen, Ordnung in den Sauhaufen zu bringen, den Georgina hatte anwachsen lassen.

Georgina drückte die Camel in den Aschenbecher und wollte sich wieder über ihre Arbeit beugen.

Da hämmerte jemand mit der Faust gegen die Ladentür. Dumpf grollten die Schläge durch den Laden.

Georginas Blick wanderte wieder zur Wanduhr. Drei nach halb zehn. Wer wollte jetzt noch was in einem Antiquitätengeschäft? War es Jerry? Der hatte doch Schlüssel. Natürlich konnte er die vergessen haben… Es pochte wieder. Fordernder. Heftiger. Georgina quälte sich ächzend vom Schreibtischstuhl hoch.

»Ja, ja!« rief sie unwillig. »Ich komm' ja schon!«

Schwerfällig ging sie auf die offene Tür zu, die in den Ausstellungs- und Verkaufsraum führte. An der Milchglasscheibe der Ladentür zeichneten sich die schwarzen Silhouetten zweier Männer ab. Georgina Mingoon machte Licht und öffnete.

Die beiden Männer waren groß und kräftig. Primitive, grobschlächtige Kerle waren es, die mit ihren riesigen Pfoten sicherlich hart zuschlagen konnten. Sie trugen eine Art Uniform aus grauem Stoff. In Herzhöhe waren drei weiße Buchstaben aufgenäht: WMA.

Einer der beiden Männer nickte freundlich. »Guten Abend, Madam.«

»Sie wünschen?«

»WMA, Madam.«

»WMA?« fragte Georgina, die mit diesen drei Buchstaben nicht klarkam.

»Wir machen alles«, klärte der Mann sie auf. »WMA.«

»Ach so«, sagte Georgina.

»Wir besorgen Kränze, wenn einer stirbt. Wir stellen jedermann jederzeit einen Chauffeur zur Verfügung. Wir bringen Blumen, spielen Babysitter, helfen mit Musikern aus, wenn Sie eine Gartenparty geben möchten. Es gibt nichts, was WMA nicht macht, Madam.«

»Na schön, und was führt Sie hierher?« erkundigte sich Georgina verwirrt.

»Eine Lieferung, Madam.«

»Wir haben nichts bestellt«, sagte Georgina Mingoon verwundert.

»Es ist nichts zu bezahlen, Madam. Sie brauchen bloß den Empfang der Waren zu quittieren, das ist alles.«

»Worum handelt es sich denn?«

»Einen Augenblick, Madam«, sagte der WMA-Mann.

Er nickte seinem Kollegen zu. Sie begaben sich zu einem kleinen Transporter, der in zweiter Spur parkte, und schleppten eine Kiste herbei, die so groß war, daß ein Mann bequem darin liegen konnte.

Georgina wollte die WMA-Leute nicht einlassen, doch die kräftigen Kerle ließen sich nicht aufhalten. Sie stapften an Georgina vorbei. Der eine rammte ihr seinen Ellenbogen in den Bauch und murmelte: »Entschuldigung, Ma'am.«

Der andere fragte: »Wo dürfen wir die Kiste abstellen?«

Georgina fühlte sich überrumpelt. Sie wollte protestieren. Aber da stand die Kiste schon in einer Ecke, und einer der Kerle hielt ihr den Quittungszettel unter die Nase. Perplex über soviel Eigenmächtigkeit kritzelte sie mit dem Kugelschreiber ihren Namen auf das Papier, und damit hatte es sich.

Die WMA-Männer empfahlen sich und verließen den Antiquitätenladen.

Der Motor ihres Transporters brummte, und sie fuhren ab.

Georgina stand mit offenem Mund da und schüttelte fassungslos den Kopf. So etwas war ihr noch nicht untergekommen.

Erstaunt wandte sie sich um. Dort stand die Kiste, deren Annahme sie eigentlich verweigern wollte. Was befand sich in ihr? Wer hatte sie bestellt? Jerry vielleicht?

Hätte er da nicht wenigstens sagen müssen: »Hör zu, da kommt in nächster Zeit eine Lieferung. Sollte ich nicht zugegen sein, nimm du sie für mich in Empfang.« Hätte er nicht zumindest das sagen müssen? Dann hätte sie Bescheid gewußt und sich ausgekannt. Aber so?

Jerry befand sich an diesem Abend nicht in London. Er war geschäftlich nach Birmingham gereist, und Georgina hatte keine Ahnung, in welchem Hotel er abgestiegen war. Neugier befiel sie. Teufel, was befand sich in dieser Kiste? Georgina wollte es wissen. Sie holte Hammer und Stemmeisen und machte sich ans Werk. Zehn Minuten später fiel der Kistendeckel krachend auf den Boden.

Georgina Mingoon erblickte einen in Holzwolle gebetteten, uralten eisernen Behälter, dessen Oberfläche kunstvoll verziert war.

»Eine Eiserne Jungfrau«, sagte sie gepreßt, und unwillkürlich fragte sie sich, wie viele unglückliche Menschen in diesem abscheulichen Marterinstrument, das sie für absolut echt hielt, schon ihr Leben gelassen hatten…

***

Die dünne Strumpfhose flatterte auf den Boden. April Asher trug nur noch ihren winzigen weißen Slip, aus dem sie nun mit einer schlängelnden Bewegung schlüpfte. Wie jeden Abend betrachtete sie sich mit kritischen Blicken im Spiegel. Sobald die Schinderei im Studio ein Ende hatte, wollte sie vier Wochen Pause einlegen und die verlorenen Pfunde langsam wieder hinzufuttern. Wenn sie aber weiterhin so stark abmagerte, würde die hübsche Form ihrer Brüste darunter zu leiden haben. Das wäre eine Katastrophe gewesen, denn

in ihrem nächsten Film hatte April einige Nacktszenen zu drehen, und sie hätte sich in Grund und Boden geschämt, wenn der Produzent verlangt hätte, sie in diesen Szenen zu doubeln.

Die Schauspielerin öffnete die Schiebetür des Schlafzimmerschranks, entnahm einen blütenweißen Frotteemantel und schlüpfte in das angenehm wohlige Ding.

Danach machte sie sich auf den Weg ins Bad.

Plötzlich stutzte sie.

War da nicht eben die Wohnungstür ins Schloß gefallen? Bei diesem Gedanken klopfte ihr Herz sofort schneller. Tag für Tag waren die Zeitungen voll von Berichten über die abscheulichsten Verbrechen. April erschrak, als ihr dazu das Ende von Jacqueline Flagg einfiel, das sie beinahe miterlebt hatte. Es war draußen im Garten passiert, während sie drinnen in Oscar Nolans Haus gelacht und getanzt hatte.

Ein Einbrecher?

April sah sich mit fiebernden Augen um. Womit sollte sie sich bewaffnen? Schon lange wollte sie sich eine kleine Pistole kaufen, die man bequem in einer Handtasche bei sich tragen konnte; aber bis zum heutigen Tag war es nur beim Wollen geblieben. Dabei hätte ein Anruf bei John Sinclair genügt, und die Behörden hätten ihr keine Schwierigkeiten bei der Ausstellung eines Waffenscheines gemacht.

Morgen. Gleich morgen wollte sie John um diesen kleinen Gefallen bitten.

Aber was machte sie heute?

Ihr Blick glitt über die Wohnzimmerwand. Im vergangenen Jahr hatte sie in Südamerika gedreht. Eine sechsteilige Abenteuerserie für das britische Fernsehen. Es war nur eine Nebenrolle. April hatte sie eigentlich nur angenommen, weil sie dadurch gratis nach Südamerika kam.

Sie hatte von dort eine Menge Klimbim mit nach Hause gebracht. Unter anderem einen Krummdolch, in dem angeblich magische Kräfte wohnten.

Auch einen Tsantsa – einen Schrumpfkopf – hatte sie sich andrehen lassen. Jedesmal, wenn sie ihn ansah, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken, und sie versuchte, sich einzureden, er wäre nicht echt.

Beherzt griff April Asher nach dem Krummdolch. Ihre Finger verkrampften sich um den mit Edelsteinen besetzten Griff. Mit zugeschnürter Kehle schlich sie auf die Wohnzimmertür zu. Sie legte ihre Hand auf die Klinke und drückte diese behutsam nach unten.

Gespannt blickte sie in die geräumige Diele.

Niemand war zu sehen.

Nachdem das Mädchen mehrmals tief durchgeatmet hatte, trat es aus dem Wohnzimmer. Ihre Atemtechnik half ihr stets gegen Lampenfieber und Premierenangst, wenn sie Theater spielte. Sie

vermochte sich auf diese Weise schnell zu beruhigen.

In der Diele verharrte sie einen Moment lauschend.

Der Kühlturm tickerte in der Küche. Wasser rauschte in einem der oberen Appartements durch die Leitung. Das waren alles vertraute Geräusche, April empfand sie nicht als störend. Sonst hörte das Mädchen nichts.

Dennoch begab sie sich zur Tür. Sie wollte feststellen, ob sich jemand daran zu schaffen gemacht hatte.

April nahm die Vorlegekette nicht weg, als sie die Wohnungstür aufzog. Auch auf dem Gang war niemand. Am Türschloß waren keinerlei Kratzspuren zu entdecken. Nirgendwo konnte April Asher Spuren von Gewaltanwendung finden. Ihre Nerven flatterten.

Sie mußte sich das Türklappen vorhin eingebildet haben.

Aufatmend drückte sie die Tür wieder zu.

Eigenartig, dachte sie. Daß man sich das so sehr einbilden kann. Ich hätte geschworen, die Tür hätte geknallt.

Entspannt schob sie den Krummdolch in die tiefe Tasche ihres Bademantels. Sie kam sich mit dem Ding plötzlich lächerlich vor.

Verrückt, sagte sie zu sich. Da liest man Tag für Tag diese Schauergeschichten in den Zeitungen, bis man in seinen eigenen vier Wänden zu spinnen anfängt.

Sie war froh, sich geirrt zu haben.

Dennoch blieb ein ganz winziger Rest von Zweifel in ihr zurück. Sie versuchte, ihr Mißtrauen zu unterdrücken, doch sie wußte aus Erfahrung, daß ihr das für die nächsten Stunden nicht gelingen würde. Ein Mann gehört ins Haus, fand sie. Sie war eines jener selbständigen Mädchen, die der Meinung waren, es ginge auch ohne einen männlichen Partner ganz gut. Wenn sie an die vielen unerfreulichen Szenen mit Lionel Haggart dachte, stand sie heute noch zu dieser Ansicht. Dennoch erkannte sie mehr und mehr, daß die Nähe eines Mannes einer Frau nicht nur sexuell etwas zu geben vermochte. Ein Mann konnte einer Frau darüber hinaus auch das Gefühl von Geborgenheit vermitteln. Immer vorausgesetzt natürlich, es war der richtige Mann.

Lionel war es nicht gewesen.

Er war eifersüchtig, launisch und streitsüchtig gewesen, und April war froh, daß dieses Kapitel endgültig hinter ihr lag.

Aber sie wollte Joe Coller, der ihr seit geraumer Zeit so hartnäckig nachlief, nicht mehr so betont unterkühlt behandeln wie bisher. Damit würde sie ihn überglücklich machen. Und dann hatte sie jenen männlichen Schutz, nach dem sie sich in diesem Augenblick so sehr sehnte. Joes Körperbau war respekteinflößend.

Im Wohnzimmer verspürte April großes Verlangen nach einem zweiten Glas Whisky.

Sie begab sich zur in die Mahagoniwand eingebauten Hausbar.
Plötzlich fühlte sie sich feindselig angestarrt. Sie goß schnell ihr Glas voll und fuhr dann mit stockendem Atem herum.
Schon wieder glaubte sie, einem Irrtum aufgesessen zu sein, denn außer ihr befand sich keine Menschenseele im Raum.
Oder doch?
Jacqueline Flagg war von einem geheimnisvollen Monster umgebracht worden. April fühlte sich von diesem Gedanken plötzlich gepeinigt.
Von einem Monster!
Sie erinnerte sich an einen Horrorfilm, den sie vor etwa drei Jahren gesehen hatte. Wochenlang hatte sie hinterher nachts Angst gehabt, und lange Zeit war sie schweißgebadet aus ihren Träumen hochgeschreckt. In diesem Film war ein Ungeheuer durch Wände gegangen, als wären sie nicht vorhanden gewesen. April hatte sich immer wieder eingeredet, es wäre alles bloß eine perfekt gemachte Bildergeschichte, und sie kannte auch alle die Tricks und Effekte, die man bei solchen Streifen einsetzte, um das Publikum zu schocken. Trotzdem hatte die Story sie viele Nächte lang verfolgt.
Ihre nervösen Augen huschten über die Wände und blieben wenig später an dem Schrumpf kopf hängen.
Ein eiskalter Schauer rieselte ihr über den Rücken.
Ein dumpfes Hämmern setzte in ihrem Kopf ein. Der südamerikanische Schrumpfkopf, den sie damals gar nicht kaufen wollte, zu dem man sie nach langem Hin und Her überredet hatte, schien sich auf eine rätselhafte Weise verändert zu haben.
Er hatte pechschwarzes Haar, das ihn seitlich einrahmte und zu dünnen Zöpfen geflochten war.
Das Gesicht sah aus wie dunkles Mahagoni.
Der Tsantsa hatte die Augen geschlossen, und sein Mund war mit bunten Fäden zugenäht, als wollte man auf diese Weise verhindern, daß sein Geist entweichen konnte.
April Asher nahm einen hastigen Schluck vom Whisky. Nach wie vor fühlte sie sich angestarrt, und zwar von diesem faustgroßen Schrumpfkopf.
Sie hätte ihn nicht kaufen sollen. Er war ihr von Anfang an unheimlich gewesen, und wenn ihre Kollegen sie nicht ausgelacht hätten, hätte sie sich niemals dazu entschlossen, ihn mit nach England zu nehmen.
Der Kopf eines Menschen. Übersät mit zahllosen dunklen Furchen und Falten. Vielleicht auch nur eine täuschend echte Nachbildung. Jedenfalls kein Wandschmuck.
April leerte ihr Glas mit dem nächsten Zug. Der Tsantsa sollte dort nicht mehr länger hängenbleiben. Sie wollte ihn nicht mehr sehen. Ihr

wurde angst und bange, wenn sie ihn ansah. Warum hatte sie ihn nicht schon längst weggetan?

Mit einer fahrigen Bewegung stellte April Asher ihr Glas beiseite. Sie gab sich einen Ruck und eilte durch den Raum. »Weg!« sagte sie heiser. »Weg mit dem widerwärtigen Zeug! Wie konnte ich das Ding überhaupt kaufen?«

Sie erreichte die Kommode, über der der Schrumpfkopf hing. Er schien mit einemmal eine bedrohliche Ausstrahlung zu besitzen. Die Schauspielerin versuchte, sich einzureden, daß sie sich das bloß einbildete.

Als sie die Hand nach dem Tsantsa ausstreckte, passierte es.

April Asher stockte der Atem. Das Blut gerann ihr in den Adern. Ihre Kehle war mit einemmal schmerzhaft zugeschnürt. Sie drohte in Panik zu geraten, denn…

Der Schrumpfkopf schlug in diesem Moment die Lider hoch und starrte sie mit böse funkelnden Augen an. Sein Blick ging ihr durch und durch. Sie wollte laut aufschreien, doch kein Laut kam über ihre vor Entsetzen blutleer gewordenen Lippen…

***

John Sinclair stieß die Kippe in den Aschenbecher, der auf seinem Schreibtisch stand. Er erhob sich und trat ans Fenster. London. Ein Lichtermeer mit vielen, vielen Schicksalen. Eine faszinierende Stadt. Ein Mekka für kauflustige Touristen. Ein Hort aber auch für Geister und Dämonen, die hier ein großes Betätigungsfeld vorfanden.

London, das Sündenbabel.

London, der Hexenkessel.

John liebte und haßte diese Stadt, in der er lebte und arbeitete. Sie vermochte ihm an manchen Tagen so vieles zu geben, und am anderen Tag beraubte sie ihn grausam seiner Illusionen.

Hinter ihm schlug das Telefon an.

Er ließ es läuten, blickte weiter über die Dächer der Stadt. Irgendwo dort draußen gab es einen Mann, dem es möglich war, Monster zu erschaffen, die für ihn Verbrechen begingen. John hätte viel dafür gegeben, den Namen dieses gefährlichen Unbekannten zu erfahren. Sicherlich würde er die Verbrechensserie fortsetzen. Die guten Anfangserfolge mußten ihn dazu geradezu ermutigen.

John ballte die Fäuste. In letzter Zeit war er vom Erfolg vielleicht etwas zu sehr verwöhnt worden. Deshalb schmeckte dieser unerwartete Rückschlag um so bitterer.

Ruckartig wandte er sich dem schrill läutenden Telefon zu.

»Oberinspektor Sinclair!« meldete er sich.

»Sie sind also doch noch im Haus«, sagte das Mädchen von der Telefonzentrale. John kannte sie persönlich. Ein junges Ding mit einer

lustigen Stupsnase und Sommersprossen. Sie war zumeist ziemlich verrückt gekleidet. Auch heute verstand Nora Bolan durch ihre Kleidung aufzufallen. Ihre durchsichtige Bluse verriet, daß Nora keinen BH trug.

»Ich bin eigentlich gar nicht hier«, sagte John.

»Ich hab' Sie kommen sehen.«

»Was gibt's denn, Nora?«

»Ein Anruf für Sie, Oberinspektor. Darf ich durchstellen?«

»Wer will mich sprechen?«

»Eine… Die Schauspielerin April Asher. Sie ist so aufgeregt, daß sie kaum sprechen kann, Sir. Ich glaube, sie braucht dringend Hilfe. Soll ich Sie mit ihr verbinden?«

»Natürlich. Machen Sie schnell.« John wartete mit besorgter Miene. Nora Bolan stöpselte sich flink aus der Leitung.

Gleich darauf vernahm John Sinclair das trockene Schluchzen eines Mädchens. »April?« rief er in die Membrane. »April, hören Sie mich?«

»Ja.« Es kam dünn, fast tonlos durch den Draht.

»Was ist passiert?« fragte John.

»Oh, John, es ist so… so furchtbar. Ich… ich habe solche Angst, daß ich nicht mehr weiß, was ich tun soll. Ich wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte. Da fielen Sie mir ein.«

»Sie hatten großes Glück, mich hier zu erreichen.«

»John, Sie müssen unbedingt hierherkommen… Sie müssen mir helfen… Ich halte das nicht mehr lange aus… Es macht mich wahnsinnig!«

»Was, April? Was ist es?« fragte John eindringlich. »Wovor haben Sie Angst, April?«

»Vor dem Schrumpfkopf… Er hat die Augen offen und starrt mich haßerfüllt an… Wenn er könnte, würde er mich umbringen, das fühle ich…« Die Stimme der Schauspielerin wurde schrill. »Mein Gott, jetzt löst er sich von der Wand. Er… er schwebt in der Luft! John, er kommt auf mich zu! Jooohn…!«

Der Geisterjäger warf den Telefonhörer in die Gabel und stürzte aus seinem Büro.

***

April Asher verlor vor Angst beinahe den Verstand.

Sie zitterte am ganzen Körper. Ihre Hand war um den Telefonhörer gekrampft. »Jooohn!« schrie sie wieder, obwohl die Leitung bereits tot war. »Jooohn, helfen Sie mir!«

Der Tsantsa verzerrte sein faltiges Ledergesicht zu einem teuflischen Grinsen.

Er schwebte quer durch den Raum direkt auf die entsetzte Schauspielerin zu. Als er auf Armlänge an das verstörte Mädchen

herangekommen war, schlug sie mit dem Telefonhörer kreischend zu.

Der Schrumpfkopf wich jedoch blitzschnell zur Seite, und Aprils Faust schoß wirkungslos an ihm vorbei. Die Schauspielerin wurde durch ihren eigenen Schwung nach vorn gerissen. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel. Das Telefon riß sie mit. Es landete scheppernd auf dem Boden.

Über ihr stimmte der Tsantsa ein höhnisches Gelächter an. Bestürzt kroch das Mädchen auf allen vieren durch den Raum. Der Schrumpfkopf folgte ihr. Als sie die Wohnzimmertür fast erreicht hatte, federte sie hoch. Ihr Gesicht war angstverzerrt.

Sie stürmte aus dem Raum, erreichte atemlos die Diele.

»Hilfe!« krächtze sie. Bestimmt würde dieser schwache Schrei draußen nicht mehr zu hören sein. »Hilfeee!«

Plötzlich erstarrte sie. Jemand stand in der Diele. Also doch! hallte es durch ihren heißen Kopf. Also doch! Du hast richtig gehört. Die Tür war wirklich ins Schloß gefallen. Du warst die ganze Zeit nicht allein in deiner Wohnung.

Er war da.

Er! Der Teufel persönlich.

April hatte ihn noch nie gesehen. Dennoch war sie sicher zu wissen, wen sie vor sich hatte.

Er hatte Jacqueline Flagg umgebracht, und nun war er zu ihr gekommen, um ihr das junge Leben brutal aus dem bebenden Körper zu reißen. Der Schrumpfkopf hatte gewissermaßen als Treiber fungiert. Er hatte dem Monster das entsetzte Mädchen in die Arme gejagt.

Die Bestie mit den feuerroten Augen stieß ein mordgieriges Fauchen aus. April Asher faßte sich mit einer Hand ans Herz. Ein heftiger Stich ging durch ihren Brustkorb. Die Aufregung war zuviel für sie. In dem Moment, wo die Klauenhände des Ungeheuers auf sie zuschossen, verdrehte sie die Augen und sackte zu Boden…

***

John Sinclair sprang in großer Eile aus dem silbermetallicfarbenen Bentley. Er stürzte in das Haus, in dem April Asher wohnte, sprang in den Fahrstuhl und konnte es kaum erwarten, bis sich die Aluminiumtüren wieder öffneten. Endlich glitten die Türen auseinander. John eilte einen hellen Gang entlang und erreichte wenig später April Ashers Wohnung.

Hinter der Tür herrschte absolute Stille. Johns Nackenhaare stellten sich quer. Er läutete Sturm, nahm den Daumen nicht vom Klingelknopf und hoffte, noch rechtzeitig eingetroffen zu sein.

Niemand kam, um ihn einzulassen.

Das trieb ihm den kalten Schweiß aus den Poren. Er hämmerte mit

den Fäusten gegen die Tür, und siehe da, sie schwang auf. Mit einem verdammt schlechten Gefühl trat John Sinclair ein. Seine Muskeln waren hart angespannt. Er rechnete in jeder Sekunde mit einem gefährlichen Angriff. Doch vorläufig passierte nichts.

»April!« rief John. Er stand in der Diele und wartete.

Keine Antwort.

»April!«

John eilte auf die halb offenstehende Wohnzimmertür zu. Er drückte sie auf und betrat den Raum. Fauliger Schwefelgestank stieg ihm in die Nase. Dort hing der Schrumpfkopf an der Wand, vor dem April Asher so große Angst gehabt hatte. John sah sich den Tsantsa aus der Nähe an. Kein Leben war in dem kleinen Lederschädel.

Hatte April lediglich eine Halluzination gehabt?

»April!« rief John noch einmal.

Dann hatte er die Schauspielerin entdeckt.

Ihre nackten Beine ragten hinter dem Sofa hervor. John Sinclair lief um das Möbel herum. Was er gleich darauf zu sehen bekam, drehte ihm, dem hartgesottenen Geisterjäger, schmerzhaft den Magen um. Übelkeit jagte in seiner Speiseröhre hoch; John hatte großes Glück, daß er sich nicht übergab.

Der Anblick war entsetzlich.

Alles war voller Blut.

April Asher war nicht mehr wiederzuerkennen. Nur jemand, der sie abgrundtief haßte, hatte sie so furchtbar zurichten können.

John wandte sich mit einem schnellen Ruck ab. Er hob das Telefon vom Boden auf, prüfte, ob es noch funktionierte. Dann verständigte er die Kollegen von der Mordkommission.

***

»Schon der dritte Januar«, sagte John Sinclair am nächsten Morgen verdrossen zu Suko. »Und wir sind immer noch ahnungslos. Wenn sich daran nicht bald etwas ändert, drehe ich durch.«

Suko wußte bereits von dem grauenvollen Mord an der Schauspielerin. Er und John wohnten im selben Haus Tür an Tür. Der Geisterjäger hatte seinen Freund und Kampfgefährten noch in der Nacht informiert.

Die beiden Männer standen vor dem Gebäude. Suko sagte: »Zwei Verbrechen wurden zweifelsohne aus Gewinnsucht begangen: der Mord an Jacqueline Flagg und der Raub in Steve Murphys Maklerbüro. Im Falle April Ashers scheidet dieses Motiv jedoch aus, nicht wahr?«

John nickte mit grimmiger Miene. »Das ist richtig. Soweit wir feststellen konnten, ist aus der Wohnung der Schauspielerin nichts abhanden gekommen.«

Suko fragte mit hohler Stimme: »Aus welchem Grund mußte April sterben?«

John seufzte geplagt. »Wenn ich das bloß wüßte.«

Suko hatte sich für diesen Vormittag vorgenommen, das Ehepaar Abe und Agatha Warrington aufzusuchen, während John Sinclair sich in sein Büro begeben und dort für ein paar Stunden nach dem Rechten sehen wollte. Er haßte die Schreibtischarbeit, sah aber ein, daß auch sie getan werden mußte.

Als er zwanzig Minuten später in den Yard kam, warf ihm die schwarzhaarige Glenda Perkins einen schmachtenden Blick zu. Hin und wieder hatte John das ganz gern. Obwohl er nichts von der Liebe am Arbeitsplatz hielt, war er ab und zu einem kleinen Flirt nicht abgeneigt.

Doch an diesem Morgen hatte er den Kopf mit anderen Dingen randvoll. Er übersah Glendas Blick und zog sich sofort in sein Büro zurück. Sie schaute ihm enttäuscht nach.

Die Zeitungen waren voll von dem Mord an der Schauspielerin. Die Öffentlichkeit war empört und schrie nach einer harten Bestrafung des grausamen Killers.

Verschiedentlich wurden – wie fast immer in solchen Fällen – Rufe nach der Wiedereinführung der Todesstrafe laut. Sam Strong gab sich in seinem Bericht erstaunlich zahm. John nahm das zufrieden zur Kenntnis. Es hatte also doch genützt, den Reporter etwas zurechtzustutzen.

John blätterte die Gazetten der Reihe nach durch. In allen war das von Scotland Yard gesuchte Kollier Jacqueline Flaggs abgebildet.

Es klopfte an der Tür. John hob den Kopf. »Ja?«

Glenda erschien. Ihre Miene bat um Entschuldigung. Sie wußte, daß der Oberinspektor während der Zeitungslektüre nicht gestört werden wollte.

»Verzeihung«, sagte sie leise. »Der Chef möchte Sie sprechen. Er bittet Sie, sofort zu ihm zu kommen.«

John erhob sich und verließ sein Büro.

Superintendent Powell hatte vermutlich die Absicht, sich über Johns Ermittlungen zu informieren. Der Oberinspektor seufzte. Er tat in diesem verdammten Fall sein möglichstes. Im Kampf gegen die Geisterspinne hätte er sogar beinahe sein Leben eingebüßt. Tatenlosigkeit konnte ihm der Chef nicht vorwerfen.

An diesem Morgen forderte Powell mit seinem Aussehen mal wieder ganz besonders John Sinclairs Lieblingsvergleich heraus: der Superintendent sah aus wie ein magenkranker Pavian. Vor ihm stand eine Flasche Sprudelwasser. Daneben lag die Schachtel mit den Magentabletten. Johns Fall bereitete ihm anscheinend Bauchschmerzen.

»Guten Morgen, Sir«, sagte John.

»Ich bezweifle, daß es ein guter Morgen ist, John«, gab der Superintendent mit saurer Miene zurück.

»Der Gruß war nicht wörtlich zu nehmen.«

»Das ist etwas anderes. Setzen Sie sich bitte.«

»Um es gleich vorwegzunehmen, Sir: Es gibt noch keine guten Nachrichten.«

»Ich weiß. Ich bin auf dem laufenden«, erwiderte der Superintendent. »Ich habe Sie nicht zu mir gebeten, um Ihnen den Kopf zu waschen, sondern um Ihnen eine Information zu geben, die für Sie vielleicht von Wichtigkeit sein könnte.«

John horchte neugierig auf.

Superintendent Powell zog eine der Schreibtischladen auf. Er holte eine dunkelgrüne Mappe heraus und schob sie John über den klobigen Tisch zu. Er forderte den Geisterjäger auf, die Mappe zu öffnen. John tat es. Im selben Moment hätte auch er ganz gut eine von Powells Magentabletten vertragen können.

Etwa zehn gestochen scharfe Polizeifotos sorgten für einen nachhaltigen Schock.

Sie zeigten alle eine männliche Leiche, die bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt war.

John atmete tief durch. »Und das so knapp nach dem Frühstück, Sir.«

Powell goß sich Sprudelwasser ein und trank. »Dieser Mann scheint das Opfer eines wahnsinnigen Mörders geworden zu sein, nicht wahr?«

»So sieht es aus.«

»Jacqueline Flagg und April Asher wurden ähnlich grauenvoll zugerichtet. Ich sehe darin gewisse Parallelen.«

John nickte. »Wie heißt der Mann?«

»Wim Andrews. Er soll mal eine ganz große Nummer im Hehlereigeschäft gewesen sein. Natürlich war ihm das nicht zu beweisen. Seit geraumer Zeit ruhte er sich auf seinen Lorbeeren aus. Gestern hob er von seinem ansehnlichen Bankkonto zweihunderttausend Pfund ab. Können Sie sich vorstellen, was für eine Idee mir dabei kam? Zweihunderttausend Pfund! Und der Mann war ein Hehler!«

John sagte: »Jacqueline Flaggs Kollier war mehr als das Doppelte wert.«

Powell lächelte schwach. »Ich sehe, Sie können mir folgen. Ihr Einwand ist richtig, John. Aber wer wäre bereit, fast fünfhunderttausend Pfund für das Smaragdhalsband zu bezahlen? Wim Andrews hatte solche Geschäfte nicht mehr nötig. Wenn er sich dennoch dazu bereitfand, mußte es sich für ihn lohnen. Ich werde den Eindruck nicht los, daß Andrews Besuch von unserem Killer hatte,

John. Er wurde dabei sein Geld und sein Leben los. Und der Mörder befindet sich immer noch im Besitz des geraubten Kolliers. So sehe ich die Sache.«

John mußte zugeben, daß Powell sich da eine recht brauchbare Geschichte zusammengereimt hatte.

Der Superintendent griff erneut in seine Schreibtischlade.

Er entnahm ihr diesmal ein kleines Nylonsäckchen, in dem sich etwas Schwarzes befand. Eine Feder war es. Möglicherweise die Feder einer Krähe. John blickte seinen Chef fragend an.

»Die wurde in Wim Andrews' Wohnung gefunden. Neben der Leiche. Zufall? Ich kann es mir kaum vorstellen.«

John ließ sich Andrews' Adresse geben und fuhr sogleich dorthin. Er war befugt, die Wohnung des Ermordeten zu betreten, und er sah sich dort gründlich um. Ihm fiel die zertrümmerte Fensterscheibe in Andrews' Arbeitszimmer auf. Da die Glasscherben weit über den Boden verstreut waren, mußte John Sinclair annehmen, daß die Scheibe von außen mit großer Wucht durchstoßen worden war.

Von außen!

John beugte sich aus dem Fenster.

Das hatte nur ein Vogel schaffen können. Ein Vogel mit schwarzem Gefieder…

***

Eine halbe Stunde nachdem er wieder in seinem Büro an seinem Schreibtisch saß, meldete Glenda einen Mr. Dade Stiff, der ihn sprechen wollte. Gleich darauf saß dem Geisterjäger ein Mann gegenüber: hohe Stirn, schmales Gesicht, braunes, leicht gewelltes Haar. Stiff machte einen nervösen Eindruck. Er zitterte und drehte unaufhörlich seinen Hut mit den Händen.

»Ich bin zum erstenmal in diesem Gebäude«, sagte Dade Stiff mit belegter Stimme. »Der Bau ist eine Wucht, das muß ich schon sagen. Sie setzen sicher auch Computer im Kampf gegen das Verbrechen ein.«

»Schon seit langem«, bestätigte John.

Dade Stiff lächelte schief. »Wozu hat man diese Dinger schließlich, nicht wahr?«

John lehnte sich zurück. »Was kann ich für Sie tun, Mr. Stiff?«

Der Besucher senkte den Blick. »Es hat mir keine Ruhe gelassen, Oberinspektor.«

»Was hat Ihnen keine Ruhe gelassen?«

»Das Erlebnis, das ich in der Silvesternacht hatte.«

Es war Zufall, John glaubte dennoch: Das ist der Autofahrer, der das Monster angefahren hat.

»Eigentlich«, sagte Dade Stiff verlegen, »wollte ich mich aus der Sache heraushalten. Ich mag keinen Ärger, verstehen Sie? Ich habe

genug eigene Probleme, deshalb kümmere ich mich prinzipiell nicht um Dinge, die mich nichts angehen. Doch in diesem Fall denke ich, eine Ausnahme machen zu müssen. Mir fiel das Smaragdkollier in der Zeitung auf. Ich kenne es. Ich habe es schon mal gesehen. In der Silversternacht. Das Ganze spielte sich so ab: Ich war auf dem Heimweg, kam in gemächlicher Fahrt an einem kleinen Wäldchen vorbei…«

»Sie fahren einen Ford?« Es war mehr eine Feststellung denn eine Frage. »Älteres Modell?«

Dade Stiff blickte John Sinclair verdattert an.

»Ja. Woher wissen Sie…?«

»Wir fanden Glassplitter auf der Fahrbahn«, klärte der Geisterjäger den Besucher auf.

Dade Stiff war ein wichtiger Augenzeuge. John war gespannt zu erfahren, was Stiff erlebt hatte. Er forderte den Mann auf fortzufahren.

»Ich denk', mich laust der Affe, als da plötzlich einer aus dem Wäldchen stürmt«, erzählte Dade Stiff erregt. »Der Bursche war so schnell, daß ich nicht mehr rechtzeitig bremsen konnte. Er sah nicht nach rechts oder Links, jagte einfach wie ein Blinder über die Fahrbahn. Ich erwischte ihn ziemlich hart. Er flog von der Straße runter und wieder in den Wald. Sie können sich vorstellen, wie mir zumute war, Oberinspektor. Ich sprang natürlich sofort aus dem Wagen, um zu sehen, was mit dem Mann los war. Er lag auf dem Boden und rührte sich nicht. Er trug einen schwarzen Smoking und machte auf mich den Eindruck, als ob er nicht gerade arm wäre. Er stöhnte leise, und ich war froh, daß er noch am Leben war. Ich drehte ihn vorsichtig auf den Rücken, und da entdeckte ich das Smaragdhalsband, das in der Zeitung abgebildet ist. Es hatte unter dem Mann gelegen. Ich hob es auf. Der Typ dachte, ich wollte ihn bestehlen, und brüllte mich an, ich solle ihm das Kollier sofort wiedergeben. Er erholte sich so schnell, daß ich ganz erstaunt war. Aber es gab noch sehr viel mehr zum Staunen.«

Dade Stiff fuhr sich mit einer fahrigen Handbewegung über die hohe Stirn.

Die Erinnerung steigerte seine Nervosität.

Er fuhr mit brüchiger Stimme fort: »Ich kann es heute immer noch nicht so richtig glauben, Oberinspektor. Dieser Kerl verwandelte sich doch tatsächlich vor meinen Augen in ein Monster mit glühenden Augen und behaarten Klauenhänden.«

Ein Mann im Smoking.

Ein Gast von Oscar Nolan etwa? fragte sich John Sinclair.

»Die Bestie griff mich an«, erzählte Stiff weiter. »Ich dachte, meine letzte Stunde hätte geschlagen. Der verdammte Kerl hätte mich wahrscheinlich umgebracht, wenn nicht zufällig ein Wagen die Straße

entlanggekommen wäre. Das Fahrzeug hat die Bestie verscheucht. Das Scheusal stieß ab und zu krächzende Schreie aus. Sein Körper bedeckte sich mit schwarzem Gefieder. Die Bestie rannte ein Stück, breitete dann seine Schwingen aus und erhob sich in die Lüfte.«

Nun war es zur Gewißheit geworden, daß Superintendent Powell mit seiner Annahme richtiglag, der Mord an Wim Andrews müsse mit den anderen Verbrechen, in denen John ermittelte, in einem gewissen Zusammenhang betrachtet werden.

Dade Stiffs Aussage öffnete John aber auch noch in einer anderen Hinsicht die Augen: Der Geisterjäger hatte zu Beginn angenommen, es müsse jemanden geben, der sich einige Dämonen Untertan gemacht hatte, die für ihn diese grausamen Verbrechen verübten. Zumindest paktierte dieser Unbekannte mit den Dämonen. Jetzt sah für John Sinclair die Sache jedoch anders aus. Es gab einen Menschen, der die Fähigkeit hatte, verschiedene Gestalten anzunehmen, und diese Person war möglicherweise Gast in Oscar Nolans Haus gewesen.

»Was haben Sie gemacht, nachdem der Kerl das Weite gesucht hatte?« wollte John wissen.

»Ich bin zu meinem Wagen zurückgerannt… und ab ging die Post.«

»Warum haben Sie sich nicht sofort mit der Polizei in Verbindung gesetzt?« fragte John mit unverhohlenem Vorwurf.

Dade Stiff leckte sich unangenehm berührt die Lippen. »Sehen Sie, ich hatte Ärger wegen meiner Freundin. Ich hatte eine Silvesterparty verlassen. Da ich einiges getrunken hatte, wollte ich meinen Führerschein nicht aufs Spiel setzen, verstehen Sie? Außerdem wäre die Geschichte, die ich der Polizei zu erzählen gehabt hätte, so haarsträubend gewesen, daß sie mir doch kein Wort geglaubt hätten.«

»Jetzt erwarten Sie, daß man Ihnen glaubt?«

»Heute bin ich stocknüchtern.«

»Als der Mann auf dem Boden lag, wie sah er da aus? Können Sie sein Gesicht beschreiben, Mr. Stiff?«

»Es war stockdunkel. Und ich war so entsetzlich aufgeregt, wie Sie sich denken können, daß ich mich zunächst um sein Gesicht nicht gekümmert habe. Und danach ging alles verdammt schnell…«

»War der Mann groß und kräftig?«

»Ja.«

»Würden Sie seine Stimme wiedererkennen?«

»Kann schon sein. Das käme auf einen Versuch an.«

»Vielleicht kommt es schon bald dazu.«

Dade Stiff richtete seine markanten Augen auf John. »Haben Sie bereits einen Verdacht.«

»Sagen wir, dank Ihrer Aussage gibt es in diesem Fall einen neuen Gesichtspunkt. Ich werde die Ereignisse und die damit unmittelbar in Verbindung stehenden Personen unter diesem Aspekt noch einmal

überprüfen. Wo wohnen Sie, Mr. Stiff?«

Dade Stiff gab dem Oberinspektor seine Adresse. John schrieb sie auf, erhob sich und reichte dem Mann mit einem freundlichen Lächeln die Hand.

»Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Mr. Stiff.«

»Ich werde keine Schwierigkeiten haben? Immerhin war ich betrunken mit meinem Wagen unterwegs.«

»Ich denke, daß ich in diesem Fall ausnahmsweise ein Auge zudrücken kann. Sie werden so etwas hoffentlich nicht wieder tun.«

»Bestimmt nicht.«

»Dann vergessen wir's.«

Dade Stiff atmete erleichtert auf. »Wenn Sie mich brauchen, Oberinspektor, ich bin immer für Sie da.«

»Vielen Dank«, nickte John, und Dade Stiff ging.

***

Zu Mittag aßen John und Suko in einem kleinen Restaurant in der Nähe von Scotland Yard. Auf großen Tellern lagen riesige Portionen. Sowohl John als auch Suko waren gute Esser, aber vor dieser lukullischen Fülle hätten sie beinahe kapitulieren müssen. Sukos Besuch bei den Warringtons hatte so gut wie nichts ergeben. Auf seiner Namensliste standen nur noch Jerry und Georgina Mingoon.

John sagte abwinkend: »Die können wir uns sparen.«

»Soll ich die Reihe nicht mehr vollständig machen?«

John schüttelte den Kopf. »Es scheint so, als wäre Jacqueline Flagg von einem der Partygäste ermordet worden. Überprüfe, wer sich zur Tatzeit nicht in Oscar Nolans Haus aufgehalten hat. Wenn dir das gelingt, haben wir den lange gesuchten Mörder.«

Ein unscheinbarer Mann durchquerte das Restaurant und steuerte geradewegs auf John Sinclairs Tisch zu.

»Tag, John. Hallo, Suko. Darf ich mich zu euch setzen?«

John machte eine einladende Handbewegung. Jody Bellmoore nahm Platz. Er wandte sich an den Geisterjäger. »Ihre Sekretärin hat mir gesagt, daß ich Sie hier finden kann. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel…«

John lächelte. »Weshalb denn? Wir sind mit dem Essen fertig. Sie stören also nicht.«

»Nett, daß Sie das sagen, John.« Bellmoore war gleichfalls Gast in Nolans Haus gewesen. Er war den Leuten mit seinem Fotoapparat und dem ewigen Elektronengeblitze auf die Nerven gegangen. »Suchen Sie den Kerl immer noch, Oberinspektor?«

»Ja. Aber wie es aussieht, kommen wir endlich aus den Startlöchern. Wurde auch langsam Zeit.«

»Vielleicht habe ich einen ziemlich brauchbaren Hinweis für Sie.«

»Lassen Sie hören.«
»Sie kennen mein Hobby. Ich fotografiere leidenschaftlich gern. Vor meiner Kamera ist keiner sicher. Manche Leute behaupten, das wäre schon kein Hobby mehr, sondern bereits ein Laster.« Jody Bellmoore zuckte gleichmütig mit den Achseln. »Wer frei von Fehl, der werfe den ersten Stein, nicht – wahr?«
John nickte. »Was ist mit dem Hinweis?«
»Sie erinnern sich, daß ich in Nolans Haus eine Menge Aufnahmen gemacht habe.«
»Allerdings.«
»Darf ich Ihnen ein paar dieser Fotos zeigen?«
John warf Suko einen kurzen Blick zu und sagte dann zu Bellmoore: »Okay.«
Der Hobbyfotograf zückte seine mit Fotografien prallgefüllte Brieftasche. Er breitete die Aufnahmen vor John und Suko aus. Es waren Farbbilder, und Bellmoore vergaß nicht zu erwähnen, daß er die Filme selbst entwickelt hatte.
»Und jetzt sehen Sie sich mal die Aufnahmen an«, bat Bellmoore. »Wenn einer so lange fotografiert wie ich, dann verpatzt er kaum noch ein Bild. Die Sache wird so sehr zur Routine, daß ich selbst mit geschlossenen Augen noch die besten Fotos machen könnte.«
John sah sich auf den Fotos. Neben ihm stand Suko. Dahinter lächelten Sheila und Bill Conolly in die Fotolinse. Und weit hinter den beiden gab es einen trüben Fleck.
Diesen Fleck fand John auf zahlreichen anderen Aufnahmen wieder. Mal war er größer, mal kleiner – je nachdem, wie nahe Jody Bellmoore mit seiner Kamera gewesen war.
Suko wies auf den grauen Schatten. »Was ist das? Ein Fehler im Film?«
Jody Bellmoore schüttelte den Kopf. »Ich habe mir den Film ganz genau angesehen. Damit ist alles in Ordnung. Ein Fehler im Fotopapier beziehungsweise im Kopiergerät scheidet gleichfalls aus.«
»Was hat der Fleck Ihrer Meinung nach also zu bedeuten?« wollte der Chinese wissen.
»Es ist schon eine Weile her«, holte Bellmoore aus. »Damals fiel mir das Buch eines Parapsychologen in die Hände. Ein Kapitel davon war der Fotografie gewidmet. Daran erinnerte ich mich wieder, als ich diese Aufnahmen betrachtete. Der Autor schrieb in seinem durchaus seriösen Werk, daß man zum Beispiel einen Menschen, der vom Bösen besessen ist, nicht fotografieren kann.« Bellmoore wandte sich an John: »Für Sie ist es nichts Neues, wenn ich sage, daß Vampire kein Spiegelbild haben und keinen Schatten werfen. Und ähnlich verhält es sich mit Menschen, die eine Aura des Bösen umgibt. Man kann sie auf keinen Film bannen.« Bellmoore wies auf die Bilder. »Hier haben Sie

den Beweis.«

Jody Bellmoore hatte recht.

Für den Geisterjäger war das, was der Hobbyfotograf soeben gesagt hatte, ein alter Hut.

Sein Zeigefinger stieß auf eines der Fotos hinab. »Ich glaube, jetzt ist der Groschen gefallen.«

»Wer ist der Mann, den Sie nicht fotografieren konnten?« fragte Suko schnell.

Bellmoore blickte von John zu Suko und von Suko zu John. Er war sich der Tragweite seiner Aussage vollkommen bewußt. Da er seiner Sache sicher war, brauchte er mit seinem Wissen nicht hinter dem Berg zu halten. Bestimmt und mit fester Stimme nannte er den Namen der Person: »Lionel Haggart!«

***

»Die habe ich noch nie gesehen«, sagte Jerry Mingoon zu seiner Schwester Georgina.

Er schüttelte fassungslos den Kopf und betrachtete die schwere Eiserne Jungfrau mit sachkundigen Augen. »Das Ding ist ein Vermögen wert«, stellte er angetan fest.

Georgina hatte ihm geholfen, den Marterkasten aus der Holzkiste herauszuheben. Geöffnet stand die Eiserne Jungfrau vor ihnen. Dolchartige Stacheln ragten ihnen entgegen.

Stacheln, die sich in das Fleisch jener Menschen gebohrt hatten, die man in die Eiserne Jungfrau gesteckt hatte.

Den Opfern war ein qualvoller Tod beschieden gewesen.

»Wer schickt uns so etwas?« fragte Georgina ratlos.

Jerry Mingoons Augen strahlten. »Dafür können wir eine Menge Geld verlangen, Schwesterchen.« Er schnippte mit dem Finger. »Ich glaube, ich habe bereits einen Käufer dafür.«

»Jerry, wir können das Ding doch nicht so mir nichts dir nichts verkaufen.«

»Wieso nicht?«

»Weil es uns nicht gehört.«

»Es wurde uns zugestellt.«

»Das war möglicherweise ein Irrtum«, sagte Georgina.

»Das muß sich doch klären lassen. Wie hieß doch gleich die Firma, die…?«

»WMA«, fiel Georgina ihrem Bruder ins Wort.

Jerry Mingoon nickte. »Die rufe ich jetzt mal an.«

Er begab sich ins Büro. Georgina blieb allein vor der Eisernen Jungfrau stehen. Es überlief sie kalt. Sie vermeinte plötzlich, die Schreie all jener Unglücklicher zu hören, die in diesem Folterinstrument zu Tode gekommen waren. Grauenvolle, qualvolle

Schreie waren es. Sie riß sich nervös vom Anblick der Eisernen Jungfrau los, hastete zur Bürotür, rief ihrem Bruder zu, sie müsse ein paar Besorgungen machen, und verließ dann eilig den Antiquitätenladen.

Erst als sie einige Meter hinter sich gebracht hatte, erholte sie sich wieder.

Jerry sollte das Ding wieder zurückschicken.

Gleichgültig, wer es aus welchem Grund zu ihnen bringen ließ, Georgina wollte Jerry überreden, die Eiserne Jungfrau von WMA wieder abholen zu lassen. Irgend etwas stimmte mit diesem Marterschrank nicht, das fühlte Georgina instinktiv. Unheil drohte von diesem alten Stück. Man mußte sich von ihm trennen, bevor es dazu zu spät war.

Mingoon fand die Telefonnummer von WMA im Branchenverzeichnis.

»WMA«, meldete sich eine sympathische, helle Mädchenstimme.

»Guten Tag, Miß. Mein Name ist Jerry Mingoon. Ich besitze einen Antiquitätenladen in der Holland Street…«

»Ja, Mr. Mingoon?«

»Nun ja, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir helfen könnten…«

»Wobei?«

»Gestern abend, so gegen einundzwanzig Uhr dreißig, lieferten zwei Männer von Ihnen eine Kiste…«

»Haben Sie den Lieferschein bei der Hand, Mr. Mingoon?«

»Ja. Den habe ich hier vor mir.«

»Würden Sie mir die Nummer nennen?«

Jerry Mingoons las die Nummer von dem gelben Schein ab.

»Und was ist nun Ihr Problem, Mr. Mingoon?« fragte WMA-Mädchen.

»Das Problem ist das: Ich habe keine Ahnung, wer mir die Kiste, in der sich übrigens eine ziemlich wertvolle Eiserne Jungfrau befindet, geschickt hat. Können Sie das für mich herausfinden?«

»Einen Moment, Mr. Mingoon.«

»Ich warte so lange«, sagte der Antiquitätenhändler. Er griff nach der Camel-Packung seiner Schwester und brannte sich ein Stäbchen an. Er sog den Rauch mit tiefen Zügen ein.

Nach zwei Minuten hörte er wieder die helle Mädchenstimme: »Hallo, Mr. Mingoon?«

»Ich bin noch dran.«

»Als Absender ist bei uns ein Mr. Mort Furnebal eingetragen.«

»Mort Furnebal«, sagte Jerry Mingoon gedehnt. »Aha. Ich danke Ihnen, Miß… Ach, noch etwas. Wie lautet denn die Anschrift von Mr. Furnebal?«

»Tut mir leid. Die habe ich nicht.«

»Da kann man eben nichts machen. Ich danke Ihnen nochmals, Miß.« Mingoon ließ den Hörer in die Gabel klappern. Er biß ärgerlich in das Mundstück der Zigarette. Zum Teufel, wer erlaubte sich mit ihm denn da einen Scherz? Er kannte keinen Mort Furnebal. Er hörte diesen Namen heute zum erstenmal. Mürrisch rauchte er die Camel auf. Dann begab er sich wieder in den Ausstellungs- und Verkaufsraum, um die Eiserne Jungfrau einer zweiten, eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Gleich als er den Schauraum betrat, befiel ihn eine unerklärliche Unruhe. Er blieb stehen und sah sich erstaunt um. Sein Herz schlug schneller. Ein Druck war mit einemmal auf seiner Brust. Er fühlte sich nicht wohl und rang nach Atem, während vor seinen wie im Fieber glänzenden Augen die ausgestellten Antiquitäten zu schaukeln – und zu tanzen anfingen.

Er lehnte sich schnaufend an die Wand.

Die Ladentür entfernte sich immer mehr von ihm. Wenn er sie hätte erreichen wollen, hätte er kilometerweit laufen müssen. Diesen Anschein hatte es.

Fassungslos tastete Jerry Mingoon nach seiner heißen Stirn, auf der sich kleine Schweißtröpfchen bildeten.

»Was ist denn nur… los mit mir?« fragte er sich benommen. Sein Hemdkragen schnürte ihm den Hals zu. Er riß den Kragenknopf ungestüm auf und japste nach Luft.

Hinter ihm entstanden schrille Laute. Er zuckte herum, konnte aber nichts entdecken. Eine geisterhafte Dämmerung setzte ein. Alles, was Jerry Mingoon umgab, versank innerhalb weniger Minuten in einer unnatürlichen, geheimnisvollen Dunkelheit.

Etwas zwang ihn, seinen Blick auf die Eiserne Jungfrau zu richten.

Der geöffnete Kasten zog ihn magisch an. Er schüttelte furchtsam den Kopf. »Ich mag nicht! Ich will dort nicht hinein!«

Aber seine Beine fingen an, ihn ganz langsam auf die Eiserne Jungfrau zuzutragen. Ein rätselhafter Schein erhellte ihr Inneres. Kalte Lichtreflexe tanzten auf den langen Stacheln. Ihr Anblick allein rief in Mingoons Körper schon heftige Schmerzen hervor. Er sah sich bereits in diesem unheimlichen Eisenkasten. Vor seinem geistigen Auge schloß sich die stachelige Tür. Er fühlte die Dornen tief in seinen Leib eindringen und stieß einen verzweifelten Schrei aus.

Widerlich graue Schwaden quollen mit einemmal aus der Eisernen Jungfrau. Sie schwebten aus dem Marterschrein auf Mingoon zu, hüllten seinen Kopf ein, nahmen ihm die Sicht.

Er schlug erschrocken um sich.

Ein geisterhaftes Flüstern und Raunen umgab ihn. Die grauen Schwaden strichen ihm über die Wangen. Er hatte das Gefühl, von feuchten, kalten Fingern berührt zu werden. Sie zogen ihn ah den Ohren und an den Haaren. Er wehrte sich dagegen, schlug aber immer

nur in leere Luft.
Als sich die Schwaden dann endlich teilten, entrang sich Mingoons Kehle ein gellender Schrei.
Er stand knapp vor der weit aufklaffenden Eisernen Jungfrau, vor dem Tor der tausend Tode. In ihrem schwarzen Inneren wurden grauenvolle Bilder sichtbar. Blut floß über gequälte Körper, und einer dieser Körper war der seine.
Sein wild hämmerndes Herz übersprang einen Schlag.
»Komm, Jerry«, knurrte eine Stimme aus der Tiefe der unheilschwangeren Dunkelheit. »Komm! Deine Zeit ist um!«
Mingoons Arme fielen schlaff herab.
Sein Gesicht wurde kreidebleich. Sein Widerstand zerbrach, ohne daß er es bemerkte.
»Komm, Jerry!« befahl ihm die Stimme erneut, und er war nicht in der Lage, sich diesem eindringlichen Befehl zu widersetzen.

***

»Lionel Haggart, der Dämonenkenner«, sagte Suko erneut. »Wer hätte das gedacht.«
»Er scheint auf irgendeine rätselhafte Weise selbst zum Dämon geworden zu sein«, sagte Jody Bellmoore.
Plötzlich paßte der ganze Fall in eine Form. Alles hatte Hand und Fuß bekommen. Es war verschiedentlich verlautet, daß Lionel Haggart im Augenblick auf finanziell kranken Beinen stünde. Er brauchte Geld. Deshalb ermordete er Jacqueline Flagg und raubte ihr Kollier, das er später an Wim Andrews verkaufen wollte. Andrews wollte ihm zweihunderttausend Pfund dafür geben. Da mußte ihm die Idee gekommen sein, sich nicht von dem Halsband zu trennen und Andrews das Geld bei dem Tauschgeschäft wegzunehmen. So hatte er die Ware und das Geld.
John Sinclair machte Suko und Bellmoore mit seinen Überlegungen vertraut, und er fuhr nachdenklich fort: »Und dann machte sich Haggart in der Gestalt einer Geisterspinne an Steve Murphys Geld ran…«
»Weshalb hat er aber April Asher getötet?« wollte Suko wissen.
»Sie hat ihm den Laufpaß gegeben«, erklärte John. »So etwas verkraftet ein Mann, der so stolz ist wie Haggart, nicht. Er nahm Rache für die erlittene Niederlage. Menschen, die sich mit dem Bösen eingelassen haben, können entsetzlich hassen.«
Bellmoore schluckte trocken. »Dann sollten wir hoffen, daß Haggart nicht noch jemanden haßt.«
Johns Augen wurden schmal. »Doch. Einen gibt es noch.«
»Wen?« fragte Bellmoore erschrocken.
»Jerry Mingoon«, antwortete der Geisterjäger.

»Meinen Sie den Antiquitätenhändler in der Holland Street?«
»Genau den«, bestätigte John.
»Weswegen haßt er ihn?«
»Haggart war ganz verrückt nach einer Skulptur, die Mingoon zum Kauf angeboten hatte. Er wollte das wertvolle Stück unbedingt haben, aber er war nicht gut genug bei Kasse. Er bat Mingoon, ihm den fehlenden Betrag zu stunden, doch Jerry fand einen Kunden, der ihm das Geld sofort bar auf den Tisch legen konnte, und machte das Geschäft mit diesem. Ich glaube, das hat ihm Lionel Haggart nicht verziehen.«
Suko neigte sich etwas vor und knurrte: »Wenn Haggart wirklich so furchtbar hassen kann, wie du sagst, John, dann sollten wir uns jetzt unverzüglich um Jerry Mingoon kümmern. Möglicherweise ist auch sein Leben in Gefahr.«
John nickte und winkte den Kellner herbei.
Er unterschrieb die Rechnung und erhob sich.
»Soll ich mitkommen?« fragte Jody Bellmoore.
John lächelte. »Es ist besser, wenn Sie diese Arbeit uns überlassen, Jody. Wir beide verstehen mehr davon.«
»Das ist unbestritten.«
»Trotzdem vielen Dank dafür. Und auch dafür, daß Sie sich die Mühe gemacht haben hierherzukommen.«
»Ich bitte Sie, John, das erachtete ich doch als meine Pflicht.«
Die Männer verließen das Restaurant. Jody Bellmoore wünschte dem Oberinspektor und seinem Freund viel Glück für das Finale in diesem Fall.
John schmunzelte. »Glück ist etwas, das man immer brauchen kann, Jody.«
»Ich drücke euch beiden die Daumen.«
»Das kann nicht schaden«, erwiderte John Sinclair und setzte sich in seinen silbermetallicfarbenen Bentley. Suko stieg auf der anderen Seite zu. Dann fuhren sie ab.
In Richtung Holland Street.
Zweihundert Meter von Jerry Mingoons Antiquitätengeschäft entfernt entdeckte der Geisterjäger einen Parkplatz. Er setzte den Bentley zurück. Den Rest des Weges wollten die Freunde zu Fuß zurücklegen. Zuvor aber öffnete John Sinclair noch den Kofferraum. Er klappte den Deckel hoch und beugte sich tief in die Wanne mit dem großen Fassungsraum.
Hier drinnen bewahrte er seinen Spezialkoffer auf, dessen Sicherheitsschloß dafür sorgte, daß sich niemand daran zu schaffen machen konnte. Tat es doch einer, würde er die Überraschung seines Lebens erleben, denn dann würde aus einer verborgenen Düse ein betäubendes Gas ausströmen und den Kerl für längere Zeit

ausschalten.

John öffnete den Koffer, dessen Fächer mit blutrotem Samt ausgelegt waren.

Der Geisterjäger entnahm ihm eine Gnostische Gemme, die er an Suko weiterreichte, und magische Kreide.

Eine Beretta, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, steckte in Johns Schulterhalfter.

Der Oberinspektor schloß mit finsterer Miene seinen Spezialkoffer und warf danach den Kofferraumdeckel zu.

»Komm«, sagte er zu Suko, und der schwere Chinese folgte ihm mit entschlossener Miene.

Sie erreichten das Antiquitätengeschäft.

»John!« stieß Suko scharf hervor.

Sinclair nickte. Was der Hüne mit dem Pfannkuchengesicht bemerkt hatte, war auch ihm nicht verborgen geblieben. Im Laden herrschte eine unnatürliche Dunkelheit. John wollte die Tür öffnen. Als sich seine Hand auf den Griff legte, schoß ihm ein frostiger Schmerz durch den Arm. Fluchend riß er die Hand zurück und sprach blitzschnell eine Formel der Weißen Magie, worauf sich die Tür mühelos aufdrücken ließ.

Ein Brausen und Tosen empfing sie. Ein Sturm stemmte sich gegen sie, wollte sie am Vorwärtskommen hindern. John und Suko kämpften verbissen dagegen an. Haggarts Racheprogramm war bereits in vollem Gange. Die Situation war leicht zu überblicken. Diesmal war Lionel Haggart nicht persönlich erschienen, um einen weiteren Mord zu begehen.

Er hatte die Eiserne Jungfrau geschickt, die für Jerry Mingoon zur tödlichen Falle werden sollte.

Der unheimliche Folterschrein übte auf Mingoon eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

Der Antiquitätenhändler stand knapp vor dem großen eisernen Mordwerkzeug.

»Komm, Jerry«, knurrte eine dumpfe Teufelsstimme. »Komm! Deine Zeit ist um!« Gerade war noch ein letzter Funke Widerstand in Jerry Mingoon gewesen. Doch in diesem Augenblick erlosch er. »Komm, Jerry!« hallte es noch einmal durch den Verkaufsraum. Und Mingoon hob den Fuß, um dem gefährlichen Befehl willenlos zu gehorchen. Er wollte sich in die Eiserne Jungfrau stellen.

Das wäre sein sicherer Tod gewesen.

John und Suko mußten das unbedingt verhindern.

Sie warfen sich gegen den magischen Sturm, der sie so lange zurückzuhalten versuchte, bis alles vorbei war. Sie keuchten und kämpften sich Meter um Meter auf die dämonische Eisenkiste zu.

In dem Moment, als Jerry Mingoon in die Jungfrau steigen wollte,

erreichten ihn die Freunde.

»Halt, Jerry!« schrie John. Er und Suko griffen gleichzeitig nach dem Mann, der sich in Trance befand. Sie rissen ihn mit einem kraftvollen Ruck zurück. Eine Sekunde später wäre es bereits zu spät gewesen, denn in diesem Augenblick bewegte sich der dornenbesetzte Deckel. Er quietschte und ächzte in den Scharnieren, und dann knallte der Deckel mit großer Wucht zu. Jerry Mingoon hätte das niemals überlebt.

***

Der laute Knall weckte Mingoon. Es war schlagartig wieder hell im Raum geworden. John Sinclair hatte mit seiner magischen Kreide drei kabbalistische Zeichen auf die Eiserne Jungfrau gemacht und damit ihre verderbliche Kraft gebrochen. Ein schauriger Schrei war in ihrem Inneren entstanden und hatte sich kurz darauf im endlosen Nichts verloren.

Jerry Mingoon blickte John und Suko verwundert an.

»Oberinspektor Sinclair!« sagte er erstaunt.

»Sind Sie okay?« fragte John ernst.

Mingoon fuhr sich über die Stirn.

»Ich glaube, ja. Was ist geschehen? Irgend etwas ist passiert. Ich weiß nicht, was.«

John brachte es dem Antiquitätenhändler schonend bei. Mingoon starrte die Eiserne Jungfrau mit großen Augen an. »O mein Gott!« stöhnte er entsetzt. »O mein Gott…«

John wollte wissen, wie Mingoon zu der Eisernen Jungfrau gekommen war. Der Antiquitätenhändler erzählte ihm die seltsame Geschichte.

John wies auf den Todesschrein. »Den haben Sie nicht von einem gewissen Mort Furnebal, sondern von Lionel Haggart. Er wollte Sie damit umbringen.«

Mingoon knirschte mit den Zähnen und ballte wütend die Fäuste. »Dieses Schwein! Dieses verdammte Schwein! Ich werde ihn…«

John schüttelte mit harter Miene den Kopf. »Sie werden gar nichts, Jerry. Überlassen Sie Haggart getrost Suko und mir. Da ist er bestens aufgehoben.«

Mingoon wies zaghaft auf die Eiserne Jungfrau. »Und was soll aus ihr werden?«

»Sie ist ein Geschenk von Haggart. Sie können sie behalten.«

»Wenn sie aber noch mal…«

»Keine Sorge. Es wird nichts mehr passieren.« John wies auf die drei kabbalistischen Zeichen. »Ich habe das Ding gewissermaßen entschärft.«

»Was passiert, wenn man die Zeichen wegwischt?« fragte Mingoon

mit belegter Stimme.

»Die magische Kraft, die diesen Marterschrein beherrscht hat, wurde für immer gebrochen. Sie kann nicht mehr zurückkehren. Auch dann nicht, wenn man diese Zeichen entfernt. Sie können sicher sein, daß keinerlei Gefahr mehr besteht, Jerry.«

Mingoon atmete erleichtert auf. »Ich stehe tief in Ihrer Schuld, Oberinspektor. Sie haben mir das Leben gerettet.«

John schmunzelte. »Ich habe nur meine Pflicht getan. Dafür werde ich bezahlt.«

»Ahnt Haggart, daß Sie über ihn Bescheid wissen?«

»Ich hoffe nicht«, sagte John, »denn dann können wir ihn überraschen.«

***

»Jetzt weiß ich, wieso er mir nie sympathisch war«, brummte John Sinclair, die Brauen hatte er zusammengezogen. »Ich muß seine negative Veranlagung von Anfang an instinktiv gespürt haben.«

»Sechsten Sinn nennt man so etwas«, fügte Suko hinzu.

Die Freunde standen im Schatten einer alten, knorrigen Eiche, die ihre laublosen Äste dem Himmel entgegenstreckte.

Lionel Haggart besaß ein Landhaus zehn Kilometer außerhalb Londons. Ein altes, unheimlich wirkendes Gebäude, dessen Dach und Fassade nach Renovierung schrien.

Das Landhaus lag weit abseits in einer finsteren Waldschneise, nur selten kam jemand daran vorbei. Hier, im Schutze der Einsamkeit, mußte es Haggart gelungen sein, den Teufel zu beschwören. Wahrscheinlich hatte er ihn gebeten, ein Mitglied der Höllengemeinschaft aus ihm zu machen. Bezahlt wurden solche Geschäfte immer mit der gleichen Währung: mit der Seele.

Seit zehn Minuten beobachteten die Freunde nun schon das Landhaus. Nichts regte sich. Nichts wies darauf hin, daß sich im Augenblick jemand in dem Gebäude befand.

»Er scheint nicht zu Hause zu sein«, meinte Suko.

»Er hat im Moment anscheinend viel zu tun.«

»Was tun wir? Erwarten wir ihn hier draußen?«

John schüttelte den Kopf. »Wir werden die Gelegenheit nützen und uns während seiner Abwesenheit gründlich in seinem Haus umsehen. Und wir werden ihm eine Falle stellen. Wenn er nach Hause kommt, tappt er ahnungslos hinein.«

Da die Freunde nicht sicher sein konnten, daß Haggart wirklich nicht im Landhaus war, ließen sie es nicht an der nötigen Vorsicht mangeln. Im Schutz von Bäumen und Sträuchern erreichten sie das alte Gebäude. Sie fanden ein schlecht schließendes Fenster, das sich mühelos öffnen ließ. Hierdurch stiegen sie in Haggarts Haus.

Kahle Wände umgaben sie. Nur an der Stirnwand des Raumes hingen in billigen Holzrahmen naive Gemälde, die scheußliche Monster darstellten. Die drei widerlichen Werke waren mit Haggarts Namen signiert. Darauf brauchte er sich wahrlich nichts einzubilden.

Der knarrende Holzboden war nackt. Es gab keine Teppiche. Schwere Holzmöbel aus einer längst vergangenen Epoche standen umher. Vor dem offenen Kamin gab es unzählige Brandflecken. Der Kamin selbst war arg verrußt.

»Die Bude ist ziemlich heruntergekommen, was?« raunte Suko dem Geisterjäger mit gerümpfter Nase zu.

»Kann man wohl sagen.«

Die Freunde teilten sich den Raum und begannen, ihn systematisch zu durchsuchen. John fand in einer alten Kommode Jacqueline Flaggs Smaragdkollier. Suko entdeckte hinter einem wackeligen Wandschrank grob geschätzte zweihundertachtzigtausend Pfund und einen Haufen Papiere, die dem Makler Steve Murphy gehörten.

Plötzlich stutzte John Sinclair.

Suko bemerkte es und fragte: »Was ist los, John?«

Der Geisterjäger angelte seine Beretta aus der Schulterhalfter. »Ich weiß es nicht recht… Irgend etwas stimmt hier drinnen nicht!« flüsterte er seinem Freund und Kampfgefährten zu.

Daraufhin bewaffnete sich Suko augenblicklich mit Johns Gnostischer Gemme, die er wie einen Schlagring über seine Karatefaust schob. Jetzt spürte er es auch. Gefahr! Irgendwo lauerte sie, wartete darauf, hinterhältig und gefährlich zuzuschlagen.

John und Suko gingen Rücken an Rücken in Abwehrstellung.

In der nächsten Sekunde brach die Hölle los.

An den Fenstern rasselten klirrende Gitter herab. John machte sich nicht die Mühe, ihre Widerstandsfähigkeit zu prüfen. Er war davon überzeugt, daß sie magisch abgeschirmt waren. Ein teuflisches Lachen gellte durch das Landhaus. Und dann hörten John und Suko Lionel Haggart mit donnernder Stimme brüllen: »Seid mir willkommen!«

»Haggart, Ihr Spiel ist aus!« rief John Sinclair unerschrocken. »Sie haben verloren. Sie sind erkannt. Kommen Sie her, und verantworten Sie sich für das, was Sie getan haben!«

Haggart lachte schrill. »Nein, wie Sie mich amüsieren, Sinclair! Ich soll mich verantworten? Mein lieber Oberinspektor, Sie verkennen die Situation. Sie sitzen in der Falle. Sie und Ihr Freund befinden sich in meiner Gewalt. Ich kann mit Ihnen machen, was ich will.«

»Versuchen Sie's!« schrie John zurück. Seine Augen kreisten ununterbrochen umher.

»Soll ich Ihnen eine kleine Kostprobe meiner Fähigkeiten geben?«

»Was immer Sie unternehmen, Haggart, es wird mich nicht davon abhalten können, Sie unschädlich zu machen.«

»Sie Narr. Sie einfältiger überheblicher Polizeibeamter. Wofür halten Sie sich? Ich bin mit den Kräften der Hölle ausgestattet. Was haben Sie dem schon entgegenzusetzen?«

»Sehr viel, Haggart. Sie werden es erleben.«

Ein unheimliches Knirschen ging durch den Raum. Haggart rief: »Sehen Sie sich die von mir geschaffenen Bilder an, Sinclair! Na los, sehen Sie hin!«

Das Knirschen kam von dort. Johns Augen wurden schmal. Die Monster, die Haggart gemalt hatte, erwachten zum Leben. Sie dehnten ihre muskulösen Glieder und drohten die Bilderrahmen zu sprengen.

»Los, Geschöpfe des Grauens! Stürzt euch auf meine Feinde! Zeigt es ihnen! Tötet sie! Vernichtet sie!«

Helle Feuerlohen schossen aus den Bilderrahmen, und auf diesem Feuer glitten die Ungeheuer von der Wand herab. Sie hatten Pferdefüße, Wolfsschädel und Bärentatzen, während ihre nackten Körper von Menschen stammten. Ihre mächtigen Muskelpakete zuckten hart unter einer grünlich schimmernden Haut.

Fauchend und knurrend kamen sie auf John und Suko zu.

Der Geisterjäger wandte blitzschnell den Kopf und raunte seinem Freund zu: »Versuche, Haggart zu kriegen. Inzwischen kümmere ich mich um diese drei…«

»Sind das nicht zu viele?«

»Keiner von ihnen kann eine geweihte Silberkugel verdauen«, sagte John überzeugt.

Als Suko losstürmen wollte, betrat Lionel Haggart den Raum. Er wollte den Kampf, den seine drei Kreaturen dem Geisterjäger liefern würden, aus nächster Nähe sehen. Sein Gesicht war haßverzerrt. In seinen Augen glühte die Flamme des Bösen.

John gab seinem Freund einen Stoß. »Greif ihn dir!« zischte er, und Suko sauste wie ein Torpedo durch den Raum.

»Auf Sinclair!« brüllte Haggart.

Die Monster griffen John frontal an. Er riß die Beretta hoch und drückte ab. Eines der drei Scheusale zuckte heftig zusammen, stieß einen markerschütternden Schrei aus, drehte sich mehrmals um die eigene Achse und krachte dann hart auf den Bretterboden, wo sofort eine verblüffende Veränderung einsetzte. Das Scheusal verwandelte sich zu weichen, feuchten Farbklecksen, die ineinanderrannen und verschwammen. Dabei entwickelte sich eine große Hitze, wodurch alle Feuchtigkeit zum Verdampfen gebracht wurde und schließlich nichts weiter übrigblieb als farbiger Staub.

Als die beiden anderen Scheusale das sahen, stoppten sie jäh.

»Greift ihn an!« brüllte Haggart mit zornrotem Gesicht. »Ich befehle es euch! Ihr müßt gehorchen! Ihr seid meine Geschöpfe! Vernichtet John Sinclair!«

Doch die Monster hatten das Ende ihres Artgenossen vor Augen und wollten sein Schicksal nicht mit ihm teilen.

Als John mit schußbereiter Waffe auf sie zuging, wichen sie nervös fauchend vor ihm zurück.

Jetzt erreichte Suko den besessenen Zeitungsmenschen.

Haggart verwandelte sich schlagartig in jenes kraftstrotzende Monster, das Jacqueline Flagg und Wim Andrews zerfleischt hatte. Die Bestie drosch mit ihren gefährlichen Klauen sofort zu. Suko tauchte unter dem Schlag weg und konterte mit seiner durch die Gnostische Gemme verstärkten Karatefaust.

Haggart brüllte schmerzlich auf.

Der Treffer riß ihn nach hinten. Er krachte gegen die Wand, sackte nach unten und wurde zu jener abscheulichen Geisterspinne, die John Sinclair beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Das Untier sauste mit zuckenden Freßwerkzeugen auf Sukos Beine zu.

Der Chinese brachte sich mit einem federnden Sprung zur Seite in Sicherheit. Gleichzeitig verschraubte er blitzschnell seinen Körper und schmetterte die Gnostische Gemme mit aller Kraft auf den Rücken der Spinne.

Ein wildes Zucken ging durch ihre langen Beine, die den Körper nicht mehr halten konnten und plötzlich seitlich wegknickten. Suko wollte dem schwarzen Untier den Rest geben. Doch diesmal war die Spinne um den Bruchteil einer Sekunde schneller. Ihr Körper streckte sich. Gefieder wuchs ihr. Mit kraftvollen Flügelschlägen hob der zum Raubvogel gewordene Haggart vom Boden ab. Dabei stieß er wütende, krächzende Schreie aus. Suko wartete auf Haggarts nächsten Angriff.

Indessen hatte John Sinclair die beiden Horrorwesen bis zur Wand zurückgetrieben.

Eiskalt und mit gnadenloser Miene hob er seine Waffe. Bellend jagte der Schuß aus der Pistole. Das zweite Scheusal brach tödlich getroffen zusammen. Ehe John die Beretta auf das dritte Monster richten konnte, sprang dieses heulend zurück in den Bilderrahmen, dem es zuvor entstiegen war, und erstarrte zu ungefährlicher Leblosigkeit.

Damit John sicher sein konnte, daß das Ungeheuer diesen Platz nicht noch einmal verließ, fixierte er die Bestie auf die Leinwand, indem er um sie herum sieben Zeichen der Weißen Magie mit seiner Kreide anbrachte. Diesen Bann würde niemand mehr brechen können.

Als Haggart sah, daß seine Monster nicht das geringste erreicht hatten, schoß er pfeilschnell aus dem Raum. Sein Flügelschlag wirkte matt und entkräftet. Es schien so, als hätte er eine Batterie in seinem Leib, die nun schon beinahe leer war.

John und Suko sahen, wie Haggart vor der Kellertreppe aufsetzte und wieder menschliche Gestalt annahm.

John richtete die Beretta auf ihn und schrie: »Stop, Haggart! Keine

Bewegung!«

Doch Lionel Haggart stürzte wie von Furien gehetzt die Treppe hinunter. John zielte auf die Beine des Mannes. Die Kugel ging haarscharf daneben.

»Ihm nach!« rief John. »Er darf uns nicht entkommen!«

Die Freunde jagten hinter dem Fliehenden her. Haggart stieß unten die Kellertür auf. Ein zuckender, roter Feuerschein fiel auf seinen muskulösen Körper.

»Kraft!« schrie Haggart aus vollem Halse. »Ich brauche neue Kraft von dir! Hörst du? Du mußt mir wieder Kraft geben! Ich brauche sie! Ich muß Sinclair und Suko vernichten! Sie sind auch deine Feinde!« Haggart rannte mit ausgebreiteten Armen in den roten Feuerschein. »Gib mir Kraft!« verlangte er herrisch.

Ein Klirren, Rasseln und Scheppern erfüllte den Keller.

»Du bist mein Gefangener!« schrie Haggart schrill. »Du wirst es so lange bleiben, bis deine ganze Kraft aufgebraucht ist. Und du wirst mir gehorchen, weil du keine Möglichkeit hast, dich meinen Befehlen zu widersetzen! Fülle mich auf mit deiner höllischen Kraft! Laß die Allgewalt des Bösen in meinen Körper überfließen! Aber mach schnell! Sinclair und Suko sind mir auf den Fersen. Wenn ich sie nicht erledige, werden sie dich vernichten!«

John erreichte keuchend das Ende der Treppe.

Jetzt sah er es, das grauenerregende Wesen aus dem Schattenreich, das Haggart eingefangen hatte und mit dessen Strahlung es ihm möglich war, die verschiedenen Körperformen anzunehmen und selbst tote Gemälde zum Leben zu erwecken.

Suko hielt unwillkürlich den Atem an, als sein Blick auf den Dämon fiel. Kopfschüttelnd murmelte er: »Kaum zu glauben. Wirklich kaum zu glauben.«

***

In einem riesigen Käfig mit massiven Eisenstangen brüllte und tobte ein brennendes Ungeheuer. Es bestand von Kopf bis Fuß aus rotzüngelnden Flammen. Eine sengende Hitze umgab das Wesen aus der Unterwelt. Es war sicherlich nicht leicht gewesen, dieses Ungeheuer einzufangen. Wäre an dem großen Käfig nichts weiter als Eisen gewesen, so hätte der Dämon ihn längst zertrümmert. Haggart mußte ihn mit Hilfe der Weißen Magie abgesichert haben, die die Kraft des brennenden Scheusals nicht zu durchbrechen vermochte.

Der flammende Dämon warf sich ungestüm gegen die dicken Eisenstäbe.

Haggart stand furchtlos vor dem riesigen Ungeheuer.

Er hatte seine Arme ausgebreitet und schrie in den Käfig: »Kraft! Gib mir neue Kraft!«

Der Dämon wollte sich Haggarts Befehl widersetzen, doch seine Anstrengungen waren vergeblich.

John Sinclair sah, wie die Luft zwischen dem Unhold und Haggart zu flimmern begann. Das bedeutete, dass die Kräfte des Bösen bereits wieder auf Haggart überströmten, seine verbrauchte Batterie gewissermaßen neu aufluden.

So weit durfte es nicht kommen.

Eine Kugel würde genügen.

Mit ihr konnte er den Feuerdämon vernichten und gleichzeitig Haggart seiner ergiebigen Kraftquelle berauben. Ein einziger Schuß würde Lionel Haggart wieder zum Menschsein verdammen. Er würde lebenslang im Zuchthaus schmoren. Eine angemessene Strafe für all die Schreckenstaten, die er begangen hatte.

Johns Beretta flog hoch.

Er wollte dem Dämon eine geweihte Silberkugel in den brennenden Leib jagen, doch in dem Moment, als der Geisterjäger den Finger am Abzug krümmte, warf sich der flammende Unhold so vehement gegen die Gitterstäbe, daß sich der Käfig gleich um mehrere Zoll nach links verschob.

Statt des Flammenleibes traf Johns Kugel das klobige Vorhängeschloß. Es zerbrach und klapperte auf den Boden.

Der wütende Dämon erkannte sofort seine Chance. Blitzschnell riß er die Kette ab. Gleichzeitig stieß er die Gittertür, die nun nicht mehr gesichert war, mit einem schrecklichen Wutgeheul auf.

John wollte noch einmal schießen, doch da erfüllte sich bereits Lionel Haggarts Schicksal.

Kreischend wankte er zurück.

Das brennende Ungeheuer warf sich heulend auf ihn. Die Flammenarme packten den entsetzt schreienden Mann und zogen ihn an den glühendheißen Körper des Dämons.

Haggarts Kleider fingen augenblicklich Feuer.

Er schrie ununterbrochen, während er bei lebendigem Leibe verbrannte. Als er tot war, stieß der Flammendämon ein triumphierendes Gelächter aus. John Sinclair nahm die Gelegenheit eiskalt wahr. Er jagte das ganze Magazin in den glutroten, zischenden und züngelnden Körper.

Die Bestie aus den Dimensionen des Grauens vollführte einen wilden Tanz, schlug mit ihren Feuerarmen nach John und Suko, doch das war nur noch ein letztes Aufflackern einer erlöschenden Wildheit.

Der Feuerschein verblaßte zusehends.

Dann folgte Stille.

John blickte Suko aufatmend an. »Geschafft.«

Der Chinese schaute sich erleichtert um. Keine Spur von Haggart. Keine Spur von dem gefährlichen Scheusal. Dort stand ein leerer,

offener Eisenkäfig, der ziemlich nutzlos wirkte…

Suko schüttelte bedächtig den Kopf. »Man könnte beinahe meinen, alles das, was wir erlebt haben, hätte niemals stattgefunden.«

»Es hat stattgefunden«, sagte John und ließ seine Beretta in die Schulterhalfter gleiten. Er begab sich mit dem hünenhaften Chinesen nach oben und wies auf Jacqueline Flaggs Kollier, auf Wim Andrews' und Steve Murphys Geld und auf die Papiere des Maklers. »Hier hast du den Beweis«, sagte er.

Sie rafften alles, was Haggart sich angeeignet hatte, zusammen und verließen das Landhaus.

Und nichts und niemand hinderte sie daran.

ENDE